Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus

Band: 89 (2009)

Artikel: Kaspar Höslis russisches Abenteuer : "Das kichliche Leben der deutschen Kolonisten in Süd-Russland"

Autor: Jehle-Wildberger, Marianne

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-584435

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kaspar Höslis russisches Abenteuer

«Das kirchliche Leben der deutschen Kolonisten in Süd-Russland»

Marianne Jehle-Wildberger

Einführung

Kaspar Hösli (1866–1943)[1] war Glarner Bürger. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er im kleinen Dorf Haslen. Im Jahr 1905 trat er das Pfarramt in Elm an. Er versah es bis ins Jahr 1932. Die längste Zeit seines Lebens, während 46 Jahren, lebte er im Kanton Glarus. Doch zwischendurch, nach dem Theologiestudium in Basel, wirkte er während 14 Jahren, von 1890 bis 1904, als Pfarrer in der deutschen evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Rohrbach und Worms im südlichen Russland. Über seine dortige Zeit hielt er im Jahr 1908 vor dem Glarner Pfarrverein in Schwanden einen anschaulichen Vortrag unter dem Titel «Das kirchliche Leben der deutschen Kolonisten in Süd-Russland».[2] Um diesen Vortrag Kaspar Höslis geht es hier in erster Linie.

Deutsche Kolonisten gab es in Südrussland Hunderttausende (auch Tausende von Schweizern lebten damals in Russland). Höslis Ausführungen geben einen Einblick nicht nur in die allgemeinen und kirchlichen Verhältnisse in Russland, sondern auch in seine persönlichen Erfahrungen und in das Leben und Denken der Mitglieder seiner Kirchgemeinde. Rückblicke auf die politische Geschichte Russlands und vor allem auf die wirtschaftliche Tätigkeit und das religiöse Leben der ersten deutschen Kolonisten nehmen in seinen Ausführungen grossen Raum ein. Höslis historisches Interesse ist handgreiflich.

Der vorliegende Beitrag zu «Kaspar Höslis russischem Abenteuer» besteht aus drei Teilen: An erster Stelle steht der Lebenslauf Höslis, der von der Herausgeberin und Autorin aus verschiedenen Quellen zusammengetragen

1 Andere Schreibweisen für Kaspar Hösli, die man in den Dokumenten antrifft, sind: Caspar Hösly, Kaspar Hoesly, Kaspar v. Hösli, Kaspar v. Hoesli und Kaspar von Hoesly: Alle evangelischen Pfarrer in Russland hatten Anrecht auf den Adelstitel.

2 Der Vortrag Höslis, verfasst 1908, liegt in der von Walther Rüegg abgeschriebenen Version im Privatarchiv Magdalena Graf-Rüegg in St. Gallen.

wurde. An zweiter Stelle steht Höslis Vortrag von 1908, der somit im Zentrum des Beitrags steht. Höslis handschriftliche Vortragsnotizen wurden von seinem Schwiegersohn, Pfarrer Walther Rüegg (1910 – 1986), mit der Schreibmaschine abgeschrieben und sind in dieser Form erhalten geblieben. Dem Text Höslis folgen drittens Erläuterungen zur deutschen und schweizerischen (und speziell auch glarnerischen) Auswanderung nach dem zaristischen Russland und zur Pastoration[3] der evangelischen Ausländerkolonien in Südrussland. Diese Ergänzungen beruhen auf jüngeren Forschungsergebnissen, auf Archivstudien und auf Gesprächen mit Nachfahren Höslis.

Die Russische Revolution von 1917 brachte das abrupte Ende des Wirkens von Ausländern in Russland. Der Zar musste abdanken und wurde samt seiner Familie umgebracht. Das neue kommunistische Regime enteignete die deutschen und schweizerischen Industriellen, Bankiers und Grossgrundbesitzer, aber auch die kleineren Bauern sowie auch die schweizerischen Inhaber von Käsereien, Kaffeehäusern, Verlagen und anderen Gewerbebetrieben. Und selbstverständlich waren die deutschen und schweizerischen Pfarrer unter der neuen – atheistischen – Regierung nicht mehr erwünscht. Zehntausende von Kolonisten kehrten oft ohne Hab und Gut in die alte Heimat zurück. In der Schweiz, die mit mindestens 6000 Rückkehrern stark betroffen war, erregten diese Ereignisse damals grosses Aufsehen und weckten einen bemerkenswerten Helferwillen.

Unter den Schweizern im zaristischen Russland nahmen die Glarner eine zahlenmässig überproportional wichtige Stellung ein. Dutzende von ihnen tauchten nach dem Ende des Ersten Weltkrieges in ihrem Heimatkanton auf, darunter Angehörige eines Zweigs der Fabrikantenfamilie Jenny von Ennenda, die in Südrussland ein Netz von Unternehmen verschiedenster Art aufgebaut hatten. Kaspar Hösli und seine Frau verliessen Russland bereits Ende 1904, zu Beginn des Russisch-Japanischen Kriegs, als sich in der russischen Gesellschaft erste Anzeichen der kommenden revolutionären Zeit bemerkbar machten. Er nahm, wie erwähnt, die Pfarrstelle im glarnerischen Elm an.

In den paar Jahren nach der Russischen Revolution und dem Ende des Ersten Weltkriegs schrieben verschiedene Glarner Autoren, unter ihnen die Russland-Schweizer Adolf Jenny, Ernst Jenny und Gabriel Jenny, Artikel und Bücher über die Glarner-Russen im Speziellen und auch allgemein über die Schweizer-Russen. Ernst Jenny hatte zwei grosse Landwirtschaftsgüter in Südrussland geführt.[4] Der Quellenwert seiner Ausführungen, aber auch

[3] Geistliche Betreuung.
[4] Zu diesen drei Autoren siehe das Literaturverzeichnis.

derjenige der anderen beiden Autoren ist hoch. Die drei Autoren beleuchten in ihren Publikationen in erster Linie die unternehmerischen Leistungen ihrer Landsleute und insbesondere der eigenen Familie. Der Name Kaspar Hösli figuriert in keiner davon. Interessant sind auch die Aufzeichnungen des Aargauers J. Etterlin[5] über «Die ehemaligen Schweizerkolonien in Russland». Etterlin war Bankier in Odessa am Schwarzen Meer, von 1899 bis 1918 zudem schweizerischer Vizekonsul, darnach noch für zwei Jahre Konsul. Auch seine Darstellung kann grosse Authentizität für sich beanspruchen. Die Kirchgemeinde Kaspar Höslis war nur gut hundert Kilometer von Odessa entfernt, seinen Namen sucht man aber auch in Etterlins Aufzeichnungen vergebens.

Nach diesen frühen Publikationen wurde es während Jahrzehnten ziemlich still um die Russlandschweizer. Eine Ausnahme bildet die Publikation Erik Amburgers von 1961 über «Die Geschichte des Protestantismus in Russland», in der auch von Schweizer Pfarrern die Rede ist. Das Buch ist schon deshalb von grossem Interesse, da der Autor in St. Petersburg aufgewachsen war und Kaspar Hösli ihm einige Angaben über Schweizer Pfarrer in Russland lieferte.[6]

In den letzten zwanzig Jahren erwachte das Interesse an den Schweizern, die zur Zarenzeit in Russland lebten, neu. Viele von ihnen verbrachten nur einige Jahre in Russland, andere liessen sich auf Dauer nieder, vermischten sich teilweise mit der zahlreichen deutschen Bevölkerung in diesem Land oder auch mit der russischen. Unter der Leitung von Professor Dr. Carsten Goehrke wurde an der Universität Zürich von mehreren Autoren das wichtige Buch «Schweizer im Zarenreich» erarbeitet. In der Folge entstanden mehrere Dissertationen über einzelne Berufsgruppen unter den Schweizer Auswanderern. So schrieb Harry Schneider über «Schweizer Theologen im Zarenreich (1700 – 1917)».[7] In diesen beiden namentlich genannten Büchern neueren Datums erscheint der Name Kaspar Hösli sehr wohl, allerdings nur am Rande, weil bisher nur wenig Quellenmaterial über ihn greifbar war.

Nun stellte sich glücklicherweise heraus, dass die Nachkommen Kaspar Höslis im Besitze nicht nur der oben erwähnten Ausführungen über «Das kirchliche Leben der deutschen Kolonisten in Süd-Russland» sind, sondern auch von anderen Dokumenten sowie von Fotos, die Kaspar Hösli betreffen. So wurde es möglich, den vorliegenden Beitrag zusammenzustellen.

5 Den vollen Vornamen Etterlins konnte die Schreibende nicht eruieren.
6 Vgl. dazu: Archiv Hoesly in: RSA RL – Schweizer, in: Historisches Seminar der Universität Zürich.
7 Zu diesen Büchern vgl. das Literaturverzeichnis am Schluss des Beitrages.

Lebenslauf Kaspar Höslis[8] (1866 – 1943)

Geboren wurde Kaspar Hösli am 16. März 1866 im glarnerischen Haslen, als einziges Kind des Fridolin Hösli und der Magdalena, geborene Hösli, beide von Haslen. Er wuchs in seinem Heimatdorf auf. Nach der Primarschule absolvierte er die Realschule (d.h. Sekundarschule),[9] was damals für einen Arbeitersohn in ländlicher Gegend der Schweiz keineswegs selbstverständlich war. Da er der Sohn einfacher Eltern war, wurde er nach seiner Entlassung aus der Schule zum Mitverdienen in der Fabrik beigezogen. Er arbeitete in der Baumwollspinnerei und Weberei Barth. (Bartholomäus) Jenny & Cie. in Haslen, in der auch seine Eltern tätig waren.[10] Der Hauptsitz der Firma befand sich in Ennenda. An beiden Produktionsorten gab es damals um die 450 Mitarbeitende; Männer, Frauen und Kinder.

Die Unternehmensleitung beider Fabriken lag in den Händen von Daniel Jenny.[11] Dieser sagte einmal, er sei zwar Fabrikherr, aber auch ein Arbeiter. Es komme darauf an, dass jedermann an seinem Platz das Rechte tue.[12] In Haslen führte er 1860 eine Betriebskrankenkasse für alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ein. Es war die Erste im Kanton Glarus. Als Ratsherr, d.h. als Parlamentarier, setzte er sich bei den Vorberatungen für das Fabrikgesetz von 1862/3 gegen grosse Opposition für die Verbesserung des leiblichen und geistigen Wohls der in Fabriken arbeitenden Kinder ein. Er verlangte die Reduktion der Arbeitszeit auf 12 Stunden und forderte hohe, geräumige, gut belüftete Fabriksäle und Schutz der Arbeitenden vor Verletzungen. «Die Inhaber der Firma Barth. Jenny & Cie. hatten ein soziales Gewissen, und dies 100 Jahre, bevor dieser Begriff überhaupt geprägt wurde.»[13] – Daniel Jenny war ein innovativer Industrieller und in sozialer Hinsicht im Rahmen des Glarnerlandes wohl der Fortschrittlichste.

8 Der Lebenslauf basiert auf Aufzeichnungen von Höslis Schwiegersohn, Pfarrer Walther Rüegg (1910 – 1986): Pfarrer Kaspar Hösly-Vatter, 16. März 1866 – 13. April 1943 (Typoskript), auf weiteren Dokumenten, alle im Privatarchiv Graf-Rüegg, dazu auf Erinnerungen seiner Enkelinnen Magdalena Graf-Rüegg und Esther Graf-Rüegg, auf Dokumenten der Evangelischen Predigerschule (EPS) in der Universitätsbibliothek Basel, auf Archivmaterial der Kirchgemeinde Elm und auf Sekundärliteratur.

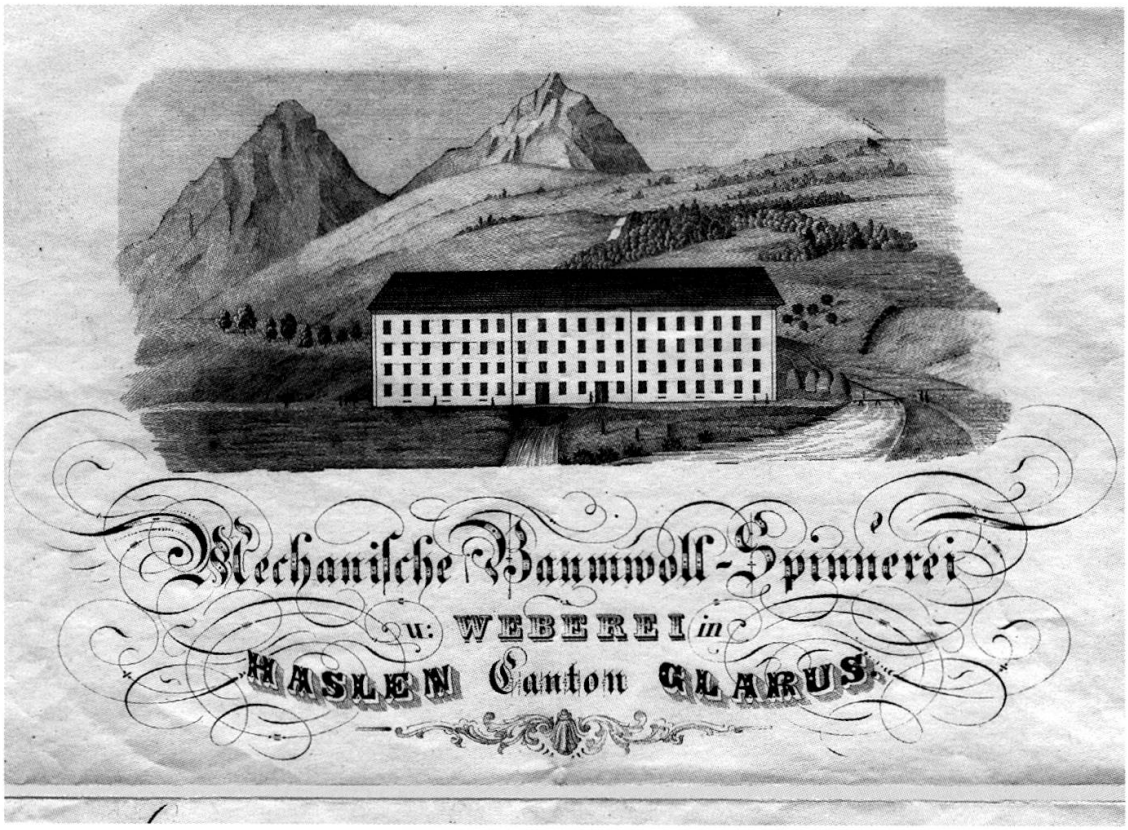
9 Ohne Realschulabschluss wäre Hösli von der Evangelischen Predigerschule in Basel nicht aufgenommen worden. Die Hälfte seiner dortigen Mitstudenten verfügte über einen Mittelschulabschluss, d.h. sie hatten das Lehrerseminar oder das Gymnasium absolviert.

10 Laut der Aussage von Reto Daniel Jenny (2. Juni 2009), kann nicht bewiesen werden, dass Kaspar Hösli und seine Eltern im Werk Haslen arbeiteten, da die Mitarbeiterliste nicht bis in die frühen 1880er-Jahre zurückgeht. Mit höchster Wahrscheinlichkeit ist es aber so.

11 Daniel Jenny-Jenny (1. Frau) -Blumer (2. Frau). Er leitete die Firma von 1837 – 1891.

12 Rolf von Arx/Jürg Davatz/August Rohr: Industriekultur im Kanton Glarus. Streifzüge durch 150 Jahre Geschichte und Architektur, S. 166 f.

13 Ebenda, S. 326.



Briefkopf der Baumwollspinnerei Barth. Jenny & Cie., Haslen. Um 1850.

Kaspar Hösli muss über eine rasche Auffassungsgabe und ein lebhaftes Temperament verfügt haben.[14] Als ein begabter junger Mann hätte er vermutlich eine Karriere innerhalb des Betriebes machen können. Doch der «Fabrikherr» Daniel Jenny wurde auf seine intellektuellen Fähigkeiten aufmerksam und ebnete ihm den Weg zu einem Studium «nach dem Wunsche seines Herzens». Kaspar Hösli hat ihm das auch in seinem späteren Leben nicht vergessen. Sein Wunsch war es, Pfarrer zu werden. Mit 19 Jahren zog er nach Basel, wo er während fünf Jahren die Evangelische Predigerschule (EPS)[15] besuchte.

[14] Mitgeteilt von Magdalena Graf-Rüegg, 30. März 2009.

[15] Die Gründung der Evangelischen Predigerschule, die von 1876 bis 1915 bestand, ging auf «positiv-erweckliche» Christen aus der Deutschschweiz zurück. Sie wollten innerhalb der Landeskirche ein Gegengewicht zum dominierenden religiösen Liberalismus aufbauen und zudem die damals entstehenden «bibeltreuen» Minoritätsgemeinden stärken. Der Unterricht legte den Schwerpunkt auf die Beschäftigung mit der Bibel und damit verbunden auf das Hebräische und Griechische. Die meisten Schüler kamen aus der Schweiz oder aus Deutschland, einige aus Galizien, Luxemburg u.s.w. Studenten mit Matura studierten mit Erlaubnis der EPS teilweise gleichzeitig an der theologischen Fakultät der Universität Basel. Bis 1890 war die Theologie der Schule von Johannes Tobias Beck geprägt, Professor an der Universität in Tübingen. Dieser lehrte systematische, exegetische und

«In kirchlich-konfessioneller Hinsicht sollten den künftigen Schülern kaum Einschränkungen gemacht werden, solange sie sich unbedingt auf den Boden des göttlichen Wortes stellten.»[16] Das war bei Hösli offensichtlich der Fall. Er war der Student Nummer 55 der Schule.[17] Da er über keine Maturität verfügte, war die EPS für ihn die ideale Ausbildungsstätte.[18]

Es gab damals in Basel vier theologische Ausbildungsstätten: 1. Die theologische Fakultät der Universität, 2. die Schule des Basler Missionshauses, die der Ausbildung von Missionaren diente (seit 1816), 3. die auf freikirchlichem Boden stehende Bibelschule der Pilgermission St. Chrischona in Riehen (seit 1840)[19] und 4. die EPS (seit 1876). Letztere verstand sich sowohl als wissenschaftlich wie auch als pietistisch-missionarisch,[20] positionierte sich also zwischen Landeskirche und Gemeinschaftskirchen und hinsichtlich der Ausbildung zwischen der Universität einerseits und dem Missionshaus und der Pilgermission St. Chrischona anderseits, allerdings näher der Ersteren. Sie wollte ein Bollwerk gegen den religiösen Liberalismus bilden, ohne aber eng zu sein.[21] So wurden an der EPS beispielsweise bibelexegetische Erkenntnisse der liberalen Theologie in gemässigtem Umfang gelehrt. Ziel war es einerseits, dem akuten Pfarrermangel abzuhelfen, anderseits die «bekenntnistreuen» Minoritätsgemeinden, wie beispielsweise die Evangelischen Gesellschaften und die Stadtmissionen, mit Predigern zu versorgen. Man hoffte, Spätberufene als Schüler zu gewinnen, was tatsächlich gelang: Das Alter der Studierenden lag relativ hoch: zwischen 18 und 32 Jahre.[22] Ein Übergang in landeskirchliche Ämter war unter bestimmten Bedingungen möglich, da die Gegensätze zwischen Landeskirche und Predigerschule

praktische Theologie und galt als eine Gestalt zwischen allen Fronten. Die Bibel hielt er nicht für wörtlich inspiriert, ihren Inhalt aber für offenbarte Wahrheit. Wichtig war ihm die «Königsherrschaft der Himmel» (das Reich Gottes), die in die Welt eintritt und hier wächst. Beck beeinflusste Christoph Blumhardt den Jüngeren und Karl Barth.

16 Anna Carolina Hirzel-Strasky: «Menschliche Werkzeuge göttlicher Erziehung». Die Evangelische Predigerschule in Basel (1876–1915) und ihre Schüler, S. 75.

17 Vgl. dazu: Staatsarchiv Basel-Stadt: StABS PA 510 B 36, Zeugnisse 1880–1920.

18 Hösli stand von Haus aus vermutlich auf dem Boden der Landeskirche.

19 Diese Schule bot vor allem Bibelkunde an. Sie bildete «Brüder» ohne grosse Allgemeinbildung in vier Jahren zu Evangelisten aus, welche die «Bekehrten» in Gemeinschaften sammeln sollten. Vgl. dazu Christoph Ramstein: Die Evangelische Predigerschule in Basel. Die treibenden Kräfte und die Entwicklung der Schule, S. 32 und S. 53 ff.

20 Der Pietismus ist eine Frömmigkeitsbewegung, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts innerhalb des Luthertums entstand. Er strebte eine Verlebendigung des Glaubens an, setzte damit die Glaubenspraxis vor die Dogmatik. Er betonte die Bekehrung, die Busse, die Heiligung und die Nachfolge Christi.

21 In den evangelischen Landeskirchen, resp. Kantonalkirchen der Schweiz gab es damals zwei theologische Richtungen: die der Aufklärung verpflichtete liberale Richtung, welche die wörtliche Inspiration der Bibel ablehnte, und die positiv-pietistische Richtung, die der Tradition verpflichtet war, in beschränktem Masse aber ebenfalls Bibelkritik betrieb.

22 Vgl. dazu die Jahresberichte der EPS in: StABS Erziehungsakte LL 28.

Kaspar Hösli (links) als Verbindungsstudent der «Albania».
Rechts sein Freund Emmanuel Schäppi. Um 1888.

«nicht unüberwindlich» waren.[23] Jedenfalls wollte man die Schüler nicht an eine bestimmte Kirche oder Gemeinschaft oder an eine bestimmte zukünftige Aufgabe binden.

Die Träger der EPS waren, obwohl pietistisch geprägt, Mitglieder der Landeskirche und ihr durchaus verpflichtet. Sie gehörten mehrheitlich dem Basler Grossbürgertum an. Hauptsponsor und Kassier der EPS war der Kaufmann Theodor Sarasin. Er stellte der EPS eines seiner Häuser zur Verfügung, den palastartigen «Wildensteinhof» in der vornehmen St. Alban-Vorstadt, nahe dem Münster und dem Rhein. Sarasin war eng mit der Basler Mission und mit dem Diakonissenhaus Riehen verbunden und zudem stark sozial engagiert. Er

[23] Anna Carolina Hirzel-Strasky: «Menschliche Werkzeuge göttlicher Erziehung». Die Evangelische Predigerschule in Basel (1876–1915) und ihre Schüler, S. 190.

verfügte über ein europaweit gespanntes Beziehungsnetz.[24] Der Präsident des Komitees der EPS, der Theologe Samuel Preiswerk-Staehelin, galt als führend im «positiven Lager» der Landeskirche.[25] Er war Münsterpfarrer und damit auch für das Quartier St. Alban zuständig. Der Direktor der EPS, der deutsche Pfarrer Wilhelm Arnold-Rappard, hatte ebenfalls ein reguläres Theologiestudium an der Universität absolviert. Er wird als väterliche Figur geschildert: «Seine hauptsächliche Wirksamkeit an der Schule lag in der direkten Begegnung mit seinen Schülern.»[26] Ebenfalls positiv-pietistisch gesinnt, war er Mitglied der Kirchensynode Basel-Stadt und des Kirchenvorstandes des Basler Münsters.

Die «Zöglinge» der EPS, wie sie genannt wurden, fanden in der Regel bei Freunden der Schule Aufnahme, bei alteingesessenen frommen Basler Familien also. Sie wurden von ihnen auch verköstigt. Die Schulleitung achtete darauf, dass sie keinem schlechten Einfluss ausgesetzt waren.[27] Vermutlich wohnte auch Hösli bei einer dieser Familien. Von ihr hätte er dann wohl die Umgangsformen der «guten Gesellschaft» erlernt. Das kam ihm später in Russland sehr zustatten. Die Schule organisierte gemeinsame Wanderungen der Schüler und Einladungen beim Direktor und bei den Lehrern. Hösli gehörte dem Studentenverein der EPS, der «Albania», an, die den Studentenverbindungen an der Universität ähnelte, aber – trotz Erlaubnis zum Trinken und Rauchen – relativ puritanischen Sitten verpflichtet war.[28]

Die Predigerschule setzte in den Anfangsjahren ihres Bestehens als Eintrittsbedingung auf das «Pfund der natürlichen geistigen Begabung».[29] Bald realisierte man aber, dass etlichen Kandidaten das konkrete geistige Rüstzeug für das Studium fehlte. Es wurde deshalb eine philologische Vorschule gegründet, an der Latein, Griechisch und Weltgeschichte unterrichtet wurden. Dazu gab es eine tägliche Bibelstunde. Dieser Vor-Unterricht muss äusserst intensiv gewesen sein, auch, da jeweils nur vier bis fünf junge Männer daran teilnahmen. Hösli absolvierte diese Vorschule, er besass ja keine Matura.[30]

Das eigentliche theologische Studium dauerte acht Semester, d.h. vier Jahre. Es gab pro Studienjahr eine, insgesamt also vier Klassen, die je von einem Klassenlehrer betreut wurde. Der Unterricht war dialogisch strukturiert, was

[24] Christoph Ramstein: Die Evangelische Predigerschule, S. 44 ff.
[25] Christoph Ramstein, S. 70.
[26] Christoph Ramstein, S. 64 f.
[27] Anna Carolina Hirzel-Strasky: «Menschliche Werkzeuge göttlicher Erziehung», S. 171.
[28] Carolina Hirzel-Strasky, S. 174 ff.
[29] Zweiter Bericht an die Freunde der Ev. Predigerschule in Basel. Ostern 1877 bis Ostern 1878, in: StABS PA 510 A 4.
[30] Es wird in einigen Unterlagen von fünf, in andern von vier Studienjahren Höslis berichtet, was mit der Aufteilung in Vorschule und Theologiestudium zusammenhängt.

gegenüber der Universität, die vorwiegend auf Frontalunterricht setzte, ein Vorteil war. Höslis Klasse war mit zehn Studenten (im Alter zwischen 19 und 31 Jahren) etwas grösser als der Durchschnitt, dazu international: Neben ihm sassen: Reinhold von Below (Ostpreussen), Tigran Shaleveled (Amasia, Armenien[31]), Max Pflüger (Basel), Friedrich Baun (Württemberg), Jakob Signer (Stein, Appenzell), Albert Plüss (Basel), Emmanuel Schäppi (Horgen, Zürich), William Stokes (England/Indien) und Gustav Caumont (Basel).[32] Insbesondere Emmanuel Schäppi wurde zu einem engen Freund Höslis.

Zur Studienzeit Höslis lehrten drei bedeutende Theologen an der Predigerschule: der Kierkegaardübersetzer Herrmann Gottsched, der Neutestamentler Eduard Riggenbach (er war blind; später wurde er Professor an der Universität Basel) und, von 1886 bis 1889, der Kirchengeschichtler Fritz Barth, Vater Karl Barths, der auch Philologie und Neues Testament zu unterrichten hatte – er wurde anschliessend Professor an der Universität Bern. Hösli hatte Glück: Die Zeit seiner Studienjahre gilt als die «eigentliche Blütezeit» der EPS.[33] – Fächer waren: Hebräisch und Griechisch, Altes und Neues Testament, Kirchengeschichte, Dogmatik, Ethik, Philosophie und Einführung in die praktischen Aufgaben des Pfarramts.

In seinem dritten (d.h. zweitletzten) Studienjahr hatte Hösli folgende Lehrveranstaltungen[34] zu besuchen:

- Latein: Lektüre von Livius, Cicero und Horaz (bei Gottsched)
- Griechisch: Platos Apologie (bei Barth); Lysias Rede gegen Eratosthenes und Homers Ilias 1. Gesang (bei Gottsched)
- Hebräische Grammatik (bei Barth)
- Philosophie: Logik (bei Gottsched)
- Kirchengeschichte: Vom Tode Bonifaz VIII. bis zur Gegenwart (bei Barth)
- Alttestamentliche Exegese: kursorische Lektüre: Obadja, Joel, Amos, Micha (bei von Hüene)/Erklärung von Jeremia und Jesaja (bei Samuel Preiswerk)
- Neutestamentliche Exegese: Hebräerbrief (bei Arnold) / Johannesevangelium (bei von Hüene)
- Systematische Theologie: Glaubenslehre (bei Gottsched)
- Praktische Theologie: Pastoraltheologie (bei Arnold)/Katechetik und Homiletik (bei Barth)
- Gesang (Kirchenlieder, Choräle)

[31] Es muss sich um Georgien gehandelt haben, denn in diesem Land gab es evangelische Armenier, vgl. dazu unten S. 99.
[32] Zeugnisse EPS 1880–1920, in: StABS PA 510 B36.
[33] Christoph Ramstein: Die Evangelische Predigerschule, S. 210.
[34] 13. Jahresbericht der EPS (an die Freunde) 1888/89, in: StABS PA 510 A 4.

Das war eine geballte Ladung Theologie! Und dies während nur eines Studienjahrs! – Schon während seiner Studienzeit pflegte Hösli gelegentlich zu predigen. Auch erteilte er Religionsunterricht. Und er begleitete, noch als Student, im Dienste der Bibelgesellschaft verschiedene Gruppen von Auswanderern nach Le Havre, von wo sie nach Amerika übersetzen wollten. – Nachdem Hösli sein Schlussexamen bestanden hatte[35] und ordiniert[36] worden war (was nur bei 10% der Absolventen der EPS der Fall war), wurde er Vikar bei Antistes Wennagel in Mühlhausen, Präsident des oberelsässischen reformierten Consistoriums.[37] Er wurde also von einem überaus erfahrenen Theologen in die praktische Seite der Pfarrertätigkeit eingeführt.

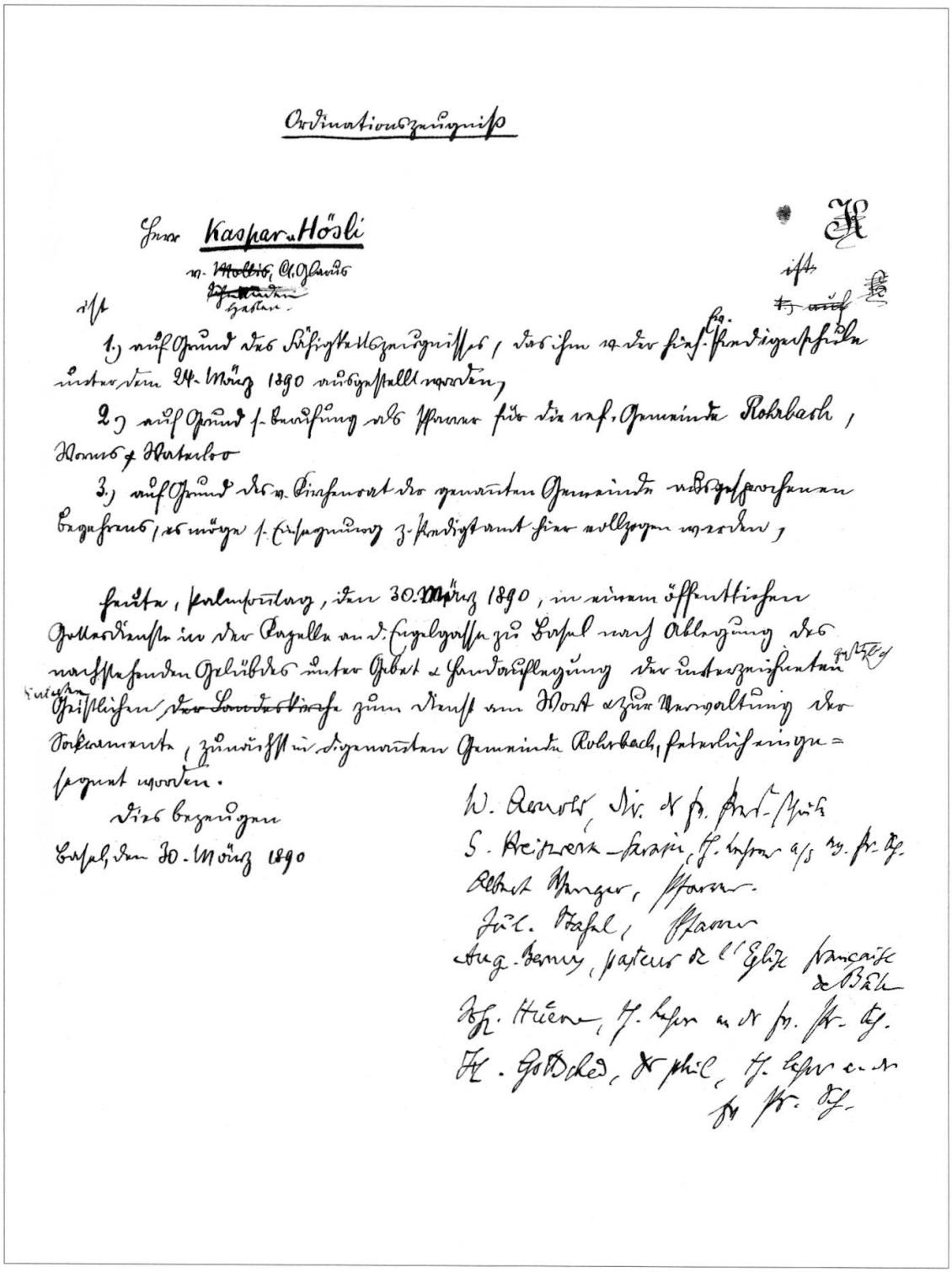
Die austretenden Predigerschüler fanden nicht alle Arbeit in der Schweiz. Sie traten deshalb teilweise in den Dienst von Kirchen in den USA oder in Brasilien. Hösli nahm eine Berufung an die evangelisch-reformierte Kirchgemeinde der von Deutschen besiedelten, nebeneinander liegenden Kolonien Rohrbach und Worms sowie des weit entfernten Waterloo im Gouvernement Cherson in Südrussland an.[38] Dieses Gouvernement war ungefähr doppelt so gross wie die Schweiz (das Gebiet gehört heute zur Ukraine). Neben der Hauptstadt Cherson am Liman (Mündungstrichter) des Dnjepr gehörte auch die Handelsstadt Odessa am Schwarzen Meer zu diesem Gouvernement. – In Odessa muss es kurz vor Weihnachten 1890 gewesen sein, dass Hösli nach mindestens zwei- bis dreitägiger Zugsreise ankam – vermutlich via Wien, Lemberg und Kiew. Vielleicht wurde er in dieser grossen Hafenstadt von einem Rohrbacher Kirchgenossen abgeholt. Die deutschen Kolonien Rohrbach und Worms lagen gut 100 Kilometer nordöstlich von Odessa, zwischen den Flüssen Dnjestr und Bug, mitten in ehemaligem Steppengebiet. Sie waren zwei von vielen deutschen Kolonien in Südrussland. Über 200 000 lutherische und etwa 40 000 reformierte Pfälzer und Württemberger hatten sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts nördlich der Schwarz-

[35] Das Abgangszeugnis attestiert Hösli die Fähigkeit zur Übernahme eines Pfarramts, ohne aber Noten für die einzelnen Fächer aufzulisten. Abgangszeugnis in: Privatarchiv Graf-Rüegg.

[36] Die Ordination war an der EPS ein heikles Thema: «Ordination kann von uns in dem Fall etwa erteilt werden, wenn einer unsrer Schüler, der die ganze Schule durchlaufen und von uns ein günstiges Zeugnis empfangen hat, von einer Gemeinde gewählt [...] worden ist.» Die Ordination wurde von Pfarrern der Stadt-Basler Landeskirche vollzogen und bedeutet die Aufnahme in den Dienst der Kirche. Aus: Hirzel-Strasky, S. 208 f.

[37] Antistes = Kirchenratspräsident. Handgeschriebener Lebenslauf von Kaspar v. Hoesly, verfasst 1939, in Archiv Hoesly, RSA: Datenbank RL-Schweizer, Historisches Seminar der Universität Zürich.

[38] Vgl. die Karte: Rohrbach – Worms, S. 104. Die Gemeinde Rohrbach liegt landeinwärts unweit des Flüsschens Tiligul, das in die Trichtermündung des Dnjepr mündet. Zu Kaspar Höslis Zeit gehörte Rohrbach zum Gouvernement Cherson (heute zur Odeska Province, Beresan District). Die Gründer des deutschen Dorfes Rohrbach (um 1809) stammten zu einem guten Teil aus Rohrbach in der Pfalz (nahe Karlsruhe).



Ordinationszeugniß

Herr Kaspar Hösli
von Mollis, Cl. Glarus
~~Schweiz~~
Gastor.

ist

1.) auf Grund des Fähigkeitszeugnisses, das ihm von der hiesigen Prüfungskommission unter dem 24. März 1890 ausgestellt worden,

2.) auf Grund s. Berufung als Pfarrer für die ref. Gemeinde Rohrbach, Kanton Luzern

3.) auf Grund der von Seiten der genannten Gemeinde ausgesprochenen Begehren, es möge s. Einsegnung zu Handen dort hier vollzogen werden,

heute, Palmsonntag, den 30. März 1890, in einem öffentlichen Gottesdienste in der Capelle an d. Engelgasse zu Basel nach Ablegung des nachstehenden Gelübdes unter Gebet & Handauflegung der unterzeichneten Geistlichen, ~~der Landeskirche~~ zum Dienst am Wort & zur Verwaltung der Sakramente, zunächst in der genannten Gemeinde Rohrbach, feierlich eingesegnet worden.

Dies bezeugen
Basel, den 30. März 1890

W. Rennefer, Dr. d. ph. Prof.-Stellv.
S. Keizzerer-Sarasin, Hr. Lehrer a/s Vg. f. Hy.
Albert Burger, Pfarrer.
Jul. Staehl, Pfarrer
Aug. Bernus, pasteur de l'Eglise française de Bâle
Joh. Huber, Hr. Lehrer an d. ph. Fr. Hy.
H. Gottsched, Dr phil, Hr. Lehrer a. d. ph. Fr. Hy.

«Ordinationszeugniss» für Kaspar Hösli, 30. März 1890.

meerküste niedergelassen, die meisten von ihnen zwischen Dnjestr und Bug.[39] Dank Kinderreichtum wuchs die deutsche Bevölkerung dieses Gebiets bis zum Amtsantritt Höslis rasch an. Laut einer Bevölkerungsstatistik von 1864 gab es in der Kirchgemeinde, oder wie man damals sagte, im «Kirchspiel» Rohrbach-Worms und Waterloo 2000 Mitglieder.[40] Um 1890, bei Höslis Ankunft, waren es nach seinen eigenen Angaben gegen 5000. Heute dehnen sich in diesem beinahe flachen Gebiet endlose Äcker aus, oft bis zum Horizont. Bis etwa 1800 war das Land mehrheitlich unbebaut. Die deutschen Kolonisten beackerten es als Erste. Das Gebiet wirkt einsam – damals wohl noch mehr. Bäume, Menschen und Dörfer sind auch heute nur selten zu sehen.[41]

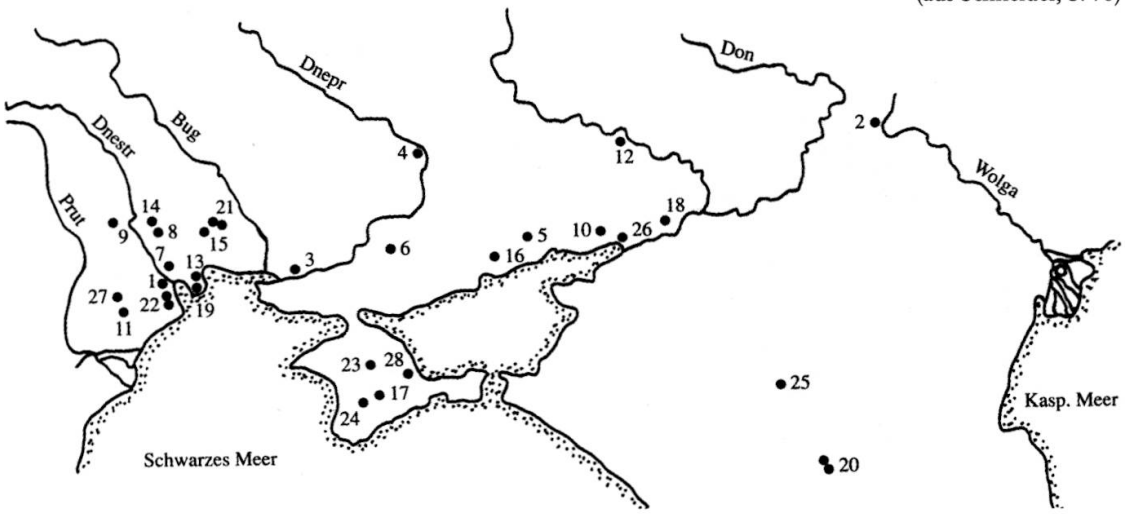
Es hatte Hösli schon immer in die weite Welt gezogen. Warum aber Russland? Möglicherweise kam die Berufung durch Vermittlung von Theodor Sarasin oder Wilhelm Arnold zustande, die beide über ein europaweites Beziehungsnetz verfügten. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die Basler Mission die Hände im Spiel hatte. Denn diese verfügte über langjährige Russland-Erfahrung. Sie sah unter den Kolonisten eine missionarische Aufgabe und hatte deshalb im Verlauf des 19. Jahrhunderts, bereits ab 1818, Dutzende von Missionaren als Pfarrer in deutsche evangelische Bauerngemeinden an der Wolga und am nördlichen Schwarzen Meer gesandt. Mit Sicherheit wusste Hösli von den vielen glarnerischen Auswanderern nach Russland. Allein aus Netstal[42] waren es 165 Bauernsöhne, die in Russland ihr Glück als Käser machten. Der Handel mit Schiefertischen und Textilien aus dem kleinen Glarnerland hatte in Russland bereits seit ungefähr 1700 Tradition. Und ein Zweig der – Kaspar Hösli ja bestens bekannten – Jenny-Familien in Ennenda hatte in Südrussland im Verlauf des 19. Jahrhunderts ein ganzes Landwirtschafts- und Industrieimperium aufgebaut.[43] Alle diese Anstösse mögen zusammengewirkt haben.

Es spricht für den Mut und die Unternehmungslust, aber auch für das Selbstbewusstsein und für das Sendungsbewusstsein des jungen Kaspar Hösli, dass er, der Sohn einfacher Leute, sich auf das Abenteuer Russland einliess. Er scheint der erste Absolvent der noch jungen Evangelischen

39 Erik Amburger: Geschichte des Protestantismus in Russland, S. 88 (fortan zitiert: Erik Amburger).
40 Erik Amburger, S. 128.
41 Die Autorin des vorliegenden Beitrages bereiste die heute zur Ukraine gehörende Gegend im Herbst 2007. – Die Zarin Katharina II. erwarb das Gebiet 1774.
42 Schweizer im Zarenreich. Zur Geschichte der Auswanderung nach Russland, von Roman Bühler/Heidi Gander-Wolf/Carsten Goehrke/Urs Rauber/Gisela Tschudin/Josef Voegeli, S. 25 u. 82 (fortan zitiert: Schweizer im Zarenreich). Siehe auch unten S. 78.
43 Vgl. dazu S. 85 ff.

Das südliche Russland und die Wirkungsstätten schweizerischer Theologen

(aus Schneider, S. 76)



Legende zu den Ortsnamen:

1 Akkerman	7 Josefstal	13 Lustdorf	19 Odessa	25 Stavropol'
2 Caryein	8 Kassel	14 Neudorf	20 Pjatigorsk und Karras	26 Taganrog
3 Cherson	9 Kisinev	15 Neufreudental	21 Rohrbach und Worms	27 Tarutino
4 Ekaterinoslav	10 Korntal	16 Neuhoffnung	22 Schaba und Schabalat	28 Zürichtal
5 Grunau	11 La-Fère-Champenoise	17 Neusatz	23 Schönbrunn	
6 Hochstädt	12 Lugansk	18 Novocerkassk	24 Simferopol'	

Predigerschule gewesen zu sein, der in dieses Land ging.[44] Höslis zumeist deutsche und mehrheitlich lutherische Kollegen in den russischen Kolonien hatten ihr Studium oft an der deutschsprachigen Universität im baltischen Dorpat (Tartu, das seit Peter dem Grossen zu Russland gehörte) absolviert, die in der Schweiz geborenen Kollegen in der Regel an der Basler Missionsschule. Je besser die evangelischen Pfarrer ausgebildet waren, desto grösser war das Sozialprestige, das sie in Russland genossen. Angesehen waren aber alle evangelischen Pfarrer, an welcher Schule sie auch immer studiert hatten.

1890 wurde Kaspar Hösli von der «Reformierten Sitzung», d.h. der Untergruppe des «Evangelisch-Lutherischen Consistoriums»[45] in St. Petersburg, und vom Ministerium des Innern (und letztlich vom Zaren) die «zeitweilige Ausübung des Amtes eines Predigers» bewilligt.[46] Erst 1895, nach Ablegung des

[44] Siehe dazu Harry Schneider: Schweizer Theologen im Zarenreich (1700–1917), S. 66 (fortan zitiert: Harry Schneider).

[45] Das Consistorium war die Kirchenleitung aller evangelisch-lutherischen und evangelisch-reformierten Kirchen in Russland. Es unterstand dem Zaren.

[46] Papier «Auf Befehl Seiner Kaiserlichen Majestät des Selbstherrschers aller Reussen», in Privatarchiv Graf-Rüegg.

vorgeschriebenen Examens in russischer Sprache und nach Annahme der russischen «Untertanschaft» (was aber nicht die Niederlegung der Schweizer Staatsbürgerschaft bedeutete) und nachdem er für «tüchtig» befunden worden war, wurde die Wahl Höslis bestätigt. Er wurde nun fest angestellt und «von Pastor Kornmann in Odessa eingeführt».[47] Er residierte im «Pfarrhof» in Rohrbach, dem Zentrum seiner weitläufigen Kirchgemeinde. Es wird hier so wie in den anderen Kolonien gewesen sein: «Kirche, Pfarrhaus und Schulhaus bilden den Kern des Dorfes, sind auch die schönsten Gebäude.»[48] Die Kirchgemeinde, resp. das Kirchspiel Rohrbach bestand, wie gesagt, aus den drei Dörfern, resp. Kolonien: Rohrbach, Worms und Waterloo und aus grossen, von Deutschen bewirtschafteten Gutshöfen, die sich auf den weiten Ackerflächen zwischen den Dörfern befanden.

«Pastor Hösli lebte sich in überraschender Weise in die für ihn zunächst ganz fremdartigen Verhältnisse ein und konnte eine Tätigkeit entfalten, die ihn befriedigte.»[49] Die evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Rohrbach-Worms und Waterloo bestand hauptsächlich aus württembergischen und pfälzischen Einwanderern. Evangelisch-reformierte Kirchen bildeten die Minderheit im Vergleich zu den lutherischen. Um 1914 gab es in ganz Russland 42 evangelisch-reformierte Kirchspiele, vier davon am Schwarzen Meer oder nördlich davon: Rohrbach-Worms, Neudorf, Chabag und Odessa.[50] Höslis Kirchspiel war von «russischer Grösse», etwa 130 Kilometer von einem Ende zum andern. Er wird – bei den vielen Mitgliedern seiner Gemeinde – sehr viel zu tun gehabt haben. Neben den Gottesdiensten, dem Konfirmandenunterricht und der Seelsorge gab es Taufen, Trauungen und Beerdigungen in grosser Zahl.

So war Hösli denn oft tage- oder sogar wochenlang unterwegs; im Sommer im Wagen, im Winter auf offenem Schlitten – eingehüllt in einen dicken, mit Fell von sibirischen Eichhörnchen gefütterten Radmantel[51] –, um die Angehörigen seiner ausgedehnten Gemeinde zu besuchen. Es ist anzunehmen, dass ihm ein – russischer – Kutscher zur Verfügung stand, was zumindest bei den Gutsherren üblich war. Für diese Annahme spricht auch, dass er seine

[47] Kaspar v. Hoesly: Lebenslauf, von ihm selbst abgefasst 1939, in: Archiv Hoesly, RSA: Datenbank RL-Schweizer, Historisches Seminar der Universität Zürich. Vgl. Papier «Dienstliste», Archiv Graf-Rüegg. – Annahme der russischen Staatsbürgerschaft war für Geistliche, die nicht in Russland ausgebildet worden waren, obligatorisch. Vgl. Harry Schneider, S. 73.

[48] Harry Schneider, S. 183.

[49] Emmanuel Schäppi (Studienfreund Höslis): Nachruf auf Kaspar Hösli im «Freisinnigen», Wetzikon, nach dem 13. April 1943, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.

[50] Erik Amburger, S. 128. Dazu kam Zürichtal auf der Krim.

[51] Mitteilung von Magdalena Graf-Rüegg, 6. April 2009.

Predigten und Kasualreden[52] oft auf der Fahrt konzipierte – ohne Bleistift und Papier zu verwenden. Bei den im Sommer staubigen, im Winter vereisten, im Frühling sumpfigen, in jedem Fall aber holprigen Strassen hätte er nicht schreiben können. Manchmal kam es vor, dass er von einem Gutshof, wo er sich gerade aufhielt, unvermutet auf einen andern gerufen wurde, weil dort soeben eine Taufe, eine Trauung oder Bestattung zu halten war.

Zwar schreibt Hösli nichts davon, es ist aber mit Sicherheit davon auszugehen, dass er zumindest eine Haushälterin, wenn nicht zwei oder drei russische Dienstboten in seinem Pfarrhaus beschäftigte. Die Lebenshaltung auf den Dörfern basierte vorwiegend auf Selbstwirtschaft. Zum Pfarrhaus gehörten ein grosser Gemüsegarten und ein Stück Ackerland. Hingegen erfährt man aus Höslis Aufzeichnungen wenig von den anderen russischen Dienstboten, Knechten und Mägden und Wanderarbeitern im Dorf, die in grosser Zahl vorhanden gewesen sein müssen. Die Lebensbedingungen dieser Leute waren grösstenteils bescheiden, aber in deutschen Kolonien doch deutlich besser als in russischen Dörfern.[53]

In Rohrbach gab es keinen Arzt. Kaspar Höslis Mutter kannte sich aus in Hausmittelchen gegen Krankheiten und speziell in Heilkräutern. Dieses Wissen hatte sie ihrem Sohn weitergegeben. So kam es, dass Hösli oft von einfacheren Leuten aus seiner Gemeinde und vielleicht eben auch von Russen bei gesundheitlichen Problemen aufgesucht wurde. Er machte sich speziell als «Zahnarzt» einen Namen. Eines Tages meldete sich ein Bauer bei ihm, der von schweren Zahnschmerzen geplagt wurde. Wie Hösli feststellte, waren mehrere Zähne vereitert. Da etwas zu machen, war ihm denn doch zu gefährlich. Erst nach heftigen Drohungen des Bauern liess er sich erweichen, die Zähne zu ziehen.[54]

Auf dem Pfarrhof in Rohrbach fühlte sich Hösli wohl. Zwar wird es einsame Abende gegeben haben. Doch langweilig wurde es ihm nicht, obwohl er der einzige Schweizer weit und breit war. Es fehlte ihm schon deshalb nicht an Abwechslung, weil es im Dorf keinen Gasthof gab und die durchreisenden Gemeindeglieder, Freunde und Bekannten und selbst die russischen Beamten gerne im Pfarrhaus einkehrten und hier auch übernachteten. Gastfreundschaft war unter den Russen in den einsamen Weiten des Landes

[52] Reden bei Hochzeiten, Beerdigungen und Taufen.

[53] Vgl. dazu den autobiografischen Roman von: Albert Bächtold: Pjotr Ivànowitsch, S. 51. Bächtold wirkte als Hauslehrer und als Kaufmann im vorrevolutionären Russland. Hösli berichtet auch von den russischen Knechten und Mägden auf den grossen Gutshöfen, vgl. unten S. 66 und S. 84.

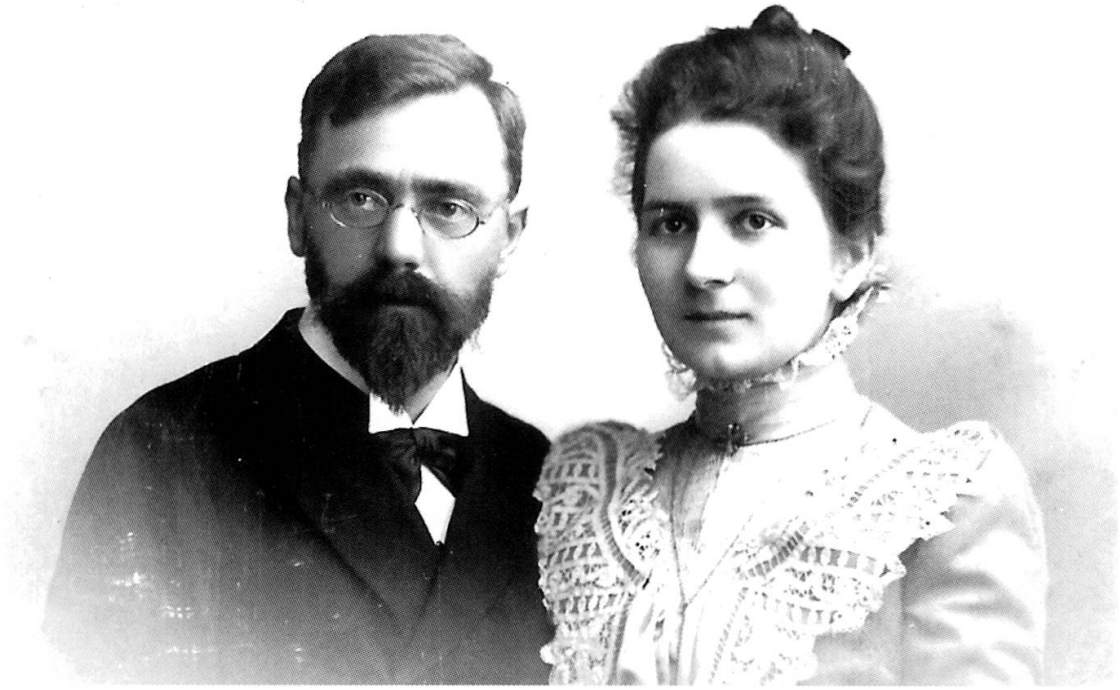
[54] Diese Episode verdanke ich Esther Graf-Rüegg, einer Enkelin Höslis (31. März 2009).

grossgeschrieben, und die ausländischen Neuzuzüger übernahmen diese Sitte. Mit Seinesgleichen, das heisst mit Leuten ähnlichen Standes, verkehrte man ohne Scheuklappen, auch wenn man verschiedener Nationalität war. Kaspar Hösli als der Herr Pastor gehörte selbstverständlich zu den standesgemässen Personen, mit denen man Umgang pflegte.

Hösli stand mit den Popen der Umgegend in gutem Kontakt, wie er in seinen Ausführungen betont,[55] und wie das auch einige seiner evangelischen Kollegen von sich bezeugen. Da die Angestellten der Deutschen auf den Bauernhöfen im Dorf und auf den umliegenden Gutshöfen ausnahmslos Russen und Russinnen waren, gab es in den Dörfern zumeist (erwiesenermassen in Chabag[56]) neben der evangelischen (oder je nach Dorf katholischen) Kirche auch eine orthodoxe Kirche. Besonders mit den evangelischen Nachbarpfarrern dürfte Hösli viel Kontakt gepflegt haben: «Während der ganzen Zeit in Russland fehlte es nämlich nicht an Gelegenheiten, dass sich Pfarrer und Lehrer der Region für einige Tage trafen. Amtliche Verpflichtungen und persönliches Interesse dürften einander dabei ergänzt haben.»[57]

Am 4. April 1899 verheiratete sich Kaspar Hösli mit der Genferin Pauline Vatter (1868 – 1954).[58] Wie es dazu kam? Im Spätherbst 1898 brach Hösli, nach achtjähriger Dienstzeit in Russland, zu einem mehrmonatigen Urlaub in die Schweiz auf. Von Mitgliedern seiner Kirchgemeinde wurde ihm ans Herz gelegt, nicht ohne Frau zurückzukehren. In der Schweiz hielt Hösli an verschiedenen Orten Vorträge über seine Arbeit in Russland. Er reiste auch nach Genf, um an einem Sonntagnachmittag in der lutherischen Kirchgemeinde zu referieren. Da fiel ihm unter den jungen Frauen, welche den Tee servierten, die hübsche Pauline Vatter auf. Wenige Wochen später, an Weihnachten 1898, verlobte er sich mit ihr. Die Braut war zusammen mit drei Schwestern und einem Bruder in Genf aufgewachsen. Ihr Vater, ein in Genf eingebürgerter Deutscher, war als Samenhändler tätig. Zur Zeit der Verlobung war er allerdings bereits verstorben. Die Mutter der Braut stammte ebenfalls aus Deutschland, fühlte sich inzwischen aber als Genferin. Pauline Vatter war von Kind auf in zwei Sprachen und Kulturen zu Hause. Im internationalen Genf kam sie auch in Kontakt mit einigen emigrierten Russen. Erwachsen geworden, arbeitete sie als Gouvernante, d.h. als Erzieherin, in einer wohlhabenden Familie in Dänemark, dann bei einer Familie in Deutschland. Sie verfügte über eine gute Allgemeinbildung und über be-

55 Siehe S. 48.
56 Zu Chabag siehe S. 45, 81 und S. 92 ff.
57 Harry Schneider, S. 216.
58 Die Angaben zu diesem Abschnitt stammen von Höslis Enkelinnen Magdalena Graf-Rüegg und Esther Graf-Rüegg, Gespräche am 30. und 31. März 2009.



Hochzeitsfoto von Kaspar und Pauline Hösli-Vatter, 1899.

merkenswerte Weltoffenheit. Und: Sie fühlte sich durch und durch als Städterin. Das junge Ehepaar reiste nach Russland zurück und verbrachte dort noch gemeinsame sechs Jahre.

Pauline Hösli lebte sich erstaunlich rasch im ländlichen Rohrbach ein. Das Leben in Russland gefiel ihr. Innerhalb der Kirchgemeinde war die Pfarrfrau «eine Person von allgemeinem Interesse».[59] Man erwartete von ihr, dass sie mit ihrem Mann «eine anständige, harmonische und in jeder Hinsicht untadelige Ehegemeinschaft» führe.[60] Kaspar und Pauline Hösli sprachen meistens Französisch miteinander oder dann Hochdeutsch. Sie nannte ihn gerne «Gaspard». Im Glarner Dialekt versuchte sie sich nie. Von den Dienstboten lernte sie etwas Russisch. – Selbstverständlich hatte Pauline Hösli dem Haushalt vorzustehen und übernahm selbst praktische Arbeiten in Haus und Garten.

Der ursprünglich aus dem schaffhausischen Siblingen stammende Russlandschweizer Samuel Keller, Landpfarrer in Südrussland, schreibt über das Hauswesen: «In Russland hatten wir zuletzt stets 3–4 Dienstboten gehabt,

[59] Harry Schneider, S. 266.
[60] Harry Schneider, S. 263.

Pferde, Kühe, Schweine, 100 Hühner, einen Riesengarten [...]. Meine Frau war durch die Last des Haushalts [...] sehr in Anspruch genommen. Wenn man keinen Bäcker und keinen Metzger am Ort hat, sondern alles Brot für den Hausstand zu Hause gebacken werden muss und viele Nahrungsmittel für den Winter eingemacht werden mussten, gab es für sie zu tun genug.»[61] Im Pfarrhof in Rohrbach wird es ähnlich gewesen sein. Pauline Hösli legte Wert auf einen gepflegten Haushalt. Gerne sassen sie und ihr Mann beim Nachmittagstee, wie das in Russland allgemein üblich war. Im Sommer bot sich der schöne Garten dafür an. Und selbstverständlich wurde der Tee im Samowar gebraut.[62]

Pauline Hösli war die Ansprechperson für die Gemeindemitglieder bei den tage- oder wochenlangen Abwesenheiten ihres Mannes. Vertretungsfunktion hatte in solchen Zeiten auch der Lehrer der Dorfschule, der ohnehin eng mit dem Pfarrer zusammenarbeitete. Clara Weigum-Plüss, einige Jahre nach der Heimreise des Ehepaars Hösli Pfarrfrau in der Rohrbach benachbarten evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Neudorf, schrieb: «Schon hatten wir den dritten Winter in unserer vom Verkehr so weit abgelegenen, geistig noch so rückständigen Gemeinde Neudorf [...] hinter uns. Ich kann wohl sagen, dass diese Jahre zu den schwersten meines ganzen bisherigen Lebens gehörten. Drückend empfand ich besonders den langen, rauhen Steppenwinter [...]. Gewiss, ich hatte die lieben Kinder, die mir meine Einsamkeit versüssen halfen. Aber wie oft war ich in banger Sorge um sie, wenn sie, fast stets in Vaters Abwesenheit, oft nicht ungefährlich erkrankten – und kein Arzt in der Nähe war. Und mein Mann war damals viel fort [...].[63] Pauline Hösli wird sich auch öfters einsam gefühlt haben, besonders da sich in den Russlandjahren keine Kinder einstellten. Dafür tummelte sich ein mächtiger Bernhardinerhund im grossen Garten des Pfarrhofs.

Grosse Hunde waren bei Schweizern in Russland, aber auch bei russischen Gutsherren äusserst beliebt. Der Schaffhauser Albert Bächtold, der an einem Frühlingstag, wenige Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, auf einem Pferdewagen zu einem russischen Gut in der Nähe von Kiew gefahren wurde, wo er als Hauslehrer tätig sein sollte, schreibt in seinem angestammten Dialekt: «Wise, Bommgärte, Heg, Püsch, Teligraafestange oder därigs gsiet me neene; au käni Bäärg, nüüt as aa schwarzi Flächi und doo und dert

[61] Harry Schneider, S. 266.
[62] Mitgeteilt von Magdalena Graf-Rüegg, 1. April 2009.
[63] Harry Schneider, S. 268. Clara Weigum-Plüss war Schweizerin. Ihr Mann, der Deutsch-Russe David Weigum, *1874 auf der Krim, studierte Theologie in Basel. Er war von 1903 an Pfarrer in Neuhoffnung nördlich des Asow'schen Meeres, von 1906 an in Neudorf, später in Norka an der Wolga.

Das Ehepaar Hösli-Vatter im Pfarrgarten Rohrbach mit seinem Bernhardiner. Auf dem Teetisch der Samowar. Um 1900.

e Wasserlache. [...] Zmool ghöört me vom Fäld häär rüeffe. [...] Im ene grosse Acker inne stoht e Schaar parfüessigi Mäitli und jungi Purschte, wo winked. [...] Wo si öppe e Halbstund gfahre sind [...] gsiet [er] unne a der Haalde en Chileturm mit eme grööne Spitz und dernäbed, ganz in Bömme inne, e lang nider Huus, au wiis und mit eme grööne Tach. Da wüürt s Härrschaftshus sii. [...] Vom Huus häär gumped ene zwee mordsgrooss Bernhardiinerhünd änggege.»[64] Der Text gibt – abgesehen von den Hunden – eine Vorstellung davon, wie ein russisches Herrschaftsgut und seine Umgebung ausgesehen haben. Das dazu gehörende Dörfchen, wo die Landarbeiter und Landarbeiterinnen wohnten, beschreibt Bächtold als äusserst ärmlich und schmutzig. Auf deutschen Gutshöfen und in den deutschen Dörfern sah es wesentlich besser aus.

Von 1913 bis 1937 war er Pfarrer im Flecken Appenzell und erwarb das Schweizer Bürgerrecht. Vgl. dazu die von Kaspar Hösli erstellte Liste von Schweizer Russlandpfarrern Nr. 4 in: RSA, Hist. Seminar Universität Zürich. Hösli schreibt Klara Weigum-Plüss.

64 Albert Bächtold: Pjotr Ivànowitsch, S. 71 f.

Pauline Hösli hatte selbstverständlich auch die Rolle der Gastgeberin zu übernehmen. Die Vorratskammer im Pfarrhaus musste stets gefüllt sein, denn man wusste ja nie, ob und wann ein Durchreisender an die Tür klopfen würde.[65] Und wie ihr Mann hatte sie Repräsentationspflichten zu erfüllen. Das lag ihr ganz offensichtlich. Nicht von ihr, sondern von ihrer Nachbarin Barbara Weigum stammt die folgende Notiz über einen Gottesdienst auf einem südrussischen Landgut: «Die Damen waren alle nach der neuesten Mode in Seide und Sammet gekleidet und mit kostbarem Schmuck behangen. Ich war mir wohl bewusst, dass ich in meinem einfachen schwarzen Kleide, das vor ein paar Jahren auch ziemlich modern gewesen war, eine höchst bescheidene Figur machte in dem glänzenden Kreise.»[66] Pauline Hösli kleidete sich allerdings gerne elegant und meist mit Hut, wie Fotografien zeigen. Selbstverständlich waren aber auch ihre Gewänder und ihr Schmuck im Verhältnis zu denen der Gutsherrinnen bescheiden.

Kaspar Hösli erwähnt in seinem Bericht über «Das kirchliche Leben der deutschen Kolonisten in Süd-Russland» seine Frau und ihr Wirken mit keinem Wort. Auch über die Schweizer Unternehmer- und die Gutsherren-Gattinnen in Südrussland fehlen schriftliche Zeugnisse weitgehend. Dieses Defizit ist Ausdruck der patriarchalisch geprägten Gesellschaftsstruktur des 19. Jahrhunderts im Allgemeinen und der extrem hierarchisch strukturierten Gesellschaft in Russland im Besonderen.[67] Es zeigt sich an diesem Detail, dass sich Kaspar Hösli den in seiner Umgebung geltenden konservativen Vorstellungen und Werten nicht ganz zu entziehen vermochte.

Man geht kaum fehl in der Annahme, dass Hösli mit seiner Frau gelegentlich Freunde und Bekannte in der Umgebung besuchte. Das war, wie bereits angedeutet, allgemein üblich, und man scheute sich dabei nicht, Dutzende von Kilometern zu fahren. Man kann sich auch vorstellen, dass er mit Pauline, die ja eine Städterin war, gelegentlich in das für russische Begriffe nicht allzu weit entfernte Odessa reiste. Einkäufe zu tätigen oder einen Arzt aufzusuchen, war von Zeit zu Zeit unumgänglich. Zudem gab es im Winter in dieser grossen Stadt ein reiches Kulturleben mit Oper-, Ballett- und Theateraufführungen sowie Konzerten.

Viele Jahre nach seiner Rückkehr in die Schweiz erzählte Kaspar Hösli seiner Tochter und seinem Schwiegersohn gerne von seinen Abenteuern in Russland: «Papa kam in Eifer, fuhr, wie einst auf Trojika oder Schlitten, durch die Gegend. Man hörte das Geräusch der Hufe, sah die Staubwolke, wenn's

[65] Mitgeteilt von Esther Graf-Rüegg, 31. März 2009.
[66] Schweizer im Zarenreich, S. 241.
[67] Vgl. dazu: Urs Rauber: Schweizer Industrie in Russland, S. 269.

Sommer war. Man hörte das [Wiehern] der Pferde, sah den Hauch aus den Mündern von Pastor und Kutscher, wenn's durch die winterliche Steppe ging. Von den Besuchen auf den Gutshöfen, dem Gebell der wilden Hunde, den Gerüchen aus der Sommer- oder Winterküche, den Gelagen nach frohen oder traurigen Familienereignissen – von den Naturalien, ganze Schinken, Spanferkel, Poulets, Gänse, Würste usw., die gütige Hände in Kutsche oder Schlitten unterbrachten – ganz zu schweigen. Papa konnte beim Erzählen oft vor Lachen Tränen bekommen. Und wenn Papa, wie die Pferde nach Trab und Galopp, einmal verschnaufte, dann kam die Frau Pastorin in Fahrt.»[68]

Ende 1904 kehrte das Ehepaar Hösli in die Schweiz zurück. In Rohrbach liess man es nicht gerne ziehen. Hösli hatte das Vertrauen der deutschen Siedler gewonnen und auch den Respekt der russischen Behörden. Der Präsident des Kirchenrats des Kirchspiels Rohrbach-Worms und Waterloo, J. Sühs, schrieb an Hösli: «Es tut mir jedes Mal beim Anhören Ihrer Predigten herzlich leid, dass jetzt so bald, ach so bald! die Zeit kommt, wo Sie Abschied von uns nehmen werden.»[69] In seinem Zeugnis schreibt der Kirchenrat: «Dass Seine Hochwürden, der Herr Pastor Kaspar von Hoesly, schweizerischer Untertan und Bürger, im Rohrbacher evangelisch-reformierten Kirchspiele, mit einer seltenen, ausdauernden Geduld, während seiner ganzen Dienst-Zeit daselbst, welche sich bereits nahezu auf volle 14 Jahre beziffert, sich durch einen guten und rechtschaffenen Lebenswandel ausgezeichnet hat und dass er, im vollen Sinne des Wortes! – auch als Seelen-Hirte und Prediger des Evangeliums sein Amt treu, aufrichtig und sehr gewissenhaft verwaltet hat, und dass er in jeder Beziehung den Gemeinden [...] so wie jedem Mitglied derselben [...] mit aller Freundlichkeit und innigster Liebe entgegengekommen ist, bezeugt und bestätigt hiermit durch Namensunterschrift der Kirchenrat des evangelisch-reformierten Kirchspiels Rohrbach, Worms und Waterloo.»[70]

Der Adelstitel braucht nicht zu verwundern: Hösli bekleidete als Pfarrer die Stellung eines russischen Staatsangestellten und wurde dadurch automatisch in den Adelsrang erhoben. Doch der Titel erfüllte Hösli offensichtlich mit einem gewissen Stolz. Seine Briefe an Professor Dr. E. Amburger, einen in St. Petersburg geborenen deutschen Historiker, unterzeichnete er noch in den Jahren 1938/39 mit «K. v. Hoesly, Pfarrer».[71] – Der Zar, welcher der

[68] Einschub von Walther Rüegg in Kaspar Höslis Ausführungen von 1908, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.
[69] J. Sühs an Hösli, 2. Nov. 1904, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.
[70] «Zeugniss», 12. November 1904, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.
[71] Kaspar Hösli, Briefe an Prof. Dr. E. Amburger, 1938/9, in: Archiv Hoesly unter RSA: Datenbank RL-Schweizer, Historisches Seminar, der Universität Zürich. Amburger interessierte sich als einer der Ersten für die Pastoration der Ausländer in Russland, vgl. das Literaturverzeichnis.

oberste Herr über die Kirche und so auch über die Evangelischen in Russland war, verlieh Hösli an Ostern 1904 das «goldene Prediger-Brustkreuz», eine besondere Ehrung, die nicht allen evangelischen Russlandpfarrern zuteil wurde.[72] Das «Consistorium» in St. Petersburg stellte ihm ein offizielles Entlassungsattestat aus.[73]

Hösli wählte den Zeitpunkt für seine Heimreise klug: Die soziale und politische Lage in Russland begann damals unruhig zu werden. Arbeiter demonstrierten auf den Strassen der Grossstädte. 1904 brach der Russisch-Japanische Krieg aus. Russland sollte ihn 1905 verlieren. Die Ereignisse der Jahre 1904/5 gelten als Vorboten des grossen politischen Umsturzes von 1917. Als ein russischer Offizier (möglicherweise deutscher Abkunft) anlässlich einer Konfirmation auf einem Gutshof Hösli ins Ohr flüsterte, er solle das Land verlassen, die politische Lage sei brisant, war der Entschluss zum Weggehen rasch gefasst.[74] Das Ehepaar reiste ab, ohne dass Hösli Aussicht auf eine Stelle in der Schweiz gehabt hätte. Er und seine Frau nahmen nur wenige Sachen mit, immerhin aber den Samowar, Höslis geliebte russische Bücher – und die Reproduktion eines Porträts des Zaren.[75] Wie Höslis Schwiegersohn schreibt, verehrte dieser den letzten Zaren Nikolaus II.[76]

Nach einer Übergangszeit von fast einem Jahr wurde Hösli im Oktober 1905 Pfarrer im glarnerischen Elm, und zwar als Nachfolger von Pfarrer Sebastian Marty, der nach Glarus wechselte.[77] Einer seiner früheren Vorgänger in Elm war Johann Heinrich Oertli gewesen, dessen Vorfahren und noch der Vater im russischen Baltikum gelebt hatten.[78] Ein Pfarrer mit russischer Vorgeschichte war den Elmern also nicht neu. Kaspar Hösli trat die Pfarrstelle nach einstimmiger Wahl an. Bei der Kirchenleitung des Kantons in Glarus und auch im Kirchenrat von Elm hatte man mit Befriedigung davon Kenntnis genommen, dass er eine langjährige «tadellose» Amtstätigkeit hinter sich habe.[79] Er musste aber dennoch – da nicht an einer Universität ausgebildet – ein Kolloquium in den theologischen Hauptdisziplinen über sich ergehen lassen.

72 Papier «Seiner Kaiserlichen Majestät des Selbstherrschers aller Reussen Befehl», St. Petersburg, 13. April 1904, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.
73 Entlassungsattestat in: Privatarchiv Graf-Rüegg.
74 Mitgeteilt von Magdalena Graf-Rüegg und Esther Graf-Rüegg, 30. März und 1. April 2009.
75 Mitgeteilt von Esther Graf-Rüegg, 1. April 2009.
76 Walther Rüegg, Einschub in Höslis Ausführungen, Abschrift S. 17, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.
77 W. Z. in den «Glarner Nachrichten», 1932, ohne Datum, News Paper Cutting, Landesarchiv des Kantons Glarus.
78 Adolf Jenny: Allgemeine Übersicht über Ursprung , Entwicklung und Untergang der Glarner Siedlungen in Russland, in: Alt-Russland und die Russland-Glarner, S. 83. Oertli war von 1857 bis zu seinem Tod 1864 Pfarrer in Elm.
79 Papier «Die evangel. Kirchenkommission des Kantons Glarus » (Wahlfähigkeitserklärung), 3. Mai 1905, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.

Pfarrer Hösli mit Unterrichts-Kindern auf der Pfarrhaustreppe in Elm. Um 1910.

Nach den Weiten Russlands nun also die Enge der glarnerischen Heimat! Der Kontrast hätte grösser nicht sein können. Auch die Kirchgemeinde hatte einen völlig anderen Charakter. Nicht mehr mit wohlhabenden Grossbauern war Hösli nun konfrontiert, sondern mit ärmlichen Bergbauern und einigen Arbeitern in den umliegenden Schieferbergwerken. Das Leben der Leute in Elm war hart und entbehrungsreich.[80] Ganz klein war das Dorf aber nicht, auch nicht völlig abgeschieden: Es zählte im Jahr 1900 913 Einwohner, davon 876 Protestanten. Und wenige Wochen vor Höslis Stellenantritt am 8. Oktober 1905 war die Sernftalbahn in Betrieb genommen worden mit täglich sieben Kursen nach Schwanden.[81] Auch gab es schon seit 1853 das Hotel Elmer und seit 1898 ein grosses Kurhaus mit hundert Betten. Vom Frühling bis im Herbst wimmelte es von Kurgästen und Ausflüglern, darunter auch Ausländer. Ihretwegen beantragte Hösli dem Kirchenrat (d.h. Kirchenvorstand), den Sonntagsgottesdienst in der hübschen spätgotischen

[80] Vgl. dazu das Totenbuch von Elm in: Christoph H. Brunner: Glarner Geschichte in Geschichten, S. 219 ff.

[81] Walter Fromm: Chronik der Gemeinde Elm, S. 248 (fortan zitiert: Walter Fromm).

Das Wohnzimmer des Ehepaars Hösli im Pfarrhaus Elm.

Kirche von 9.30 Uhr auf 10.00 Uhr zu verlegen.[82] 1925 beehrte Königin Wilhelmine der Niederlande[83] Elm mit einem Besuch. Elm verfügte, als Hösli einzog, auch über den Telefonanschluss. Die Kirchgemeinde liess auf Wunsch Höslis in den Schlafzimmern des Pfarrhauses elektrisches Licht einrichten und die Öfen reparieren.[84] Letzteres war absolut nötig, hatte doch zu Pfarrer Oertlis Zeit das Pfarrhaus wegen eines Ofens gebrannt. Das Pfarrhaus war ein typisches massives Elmer Blockhaus. Wenige Jahre vor Höslis Stellenantritt war es allerdings verputzt worden, es sollte «städtischer» aussehen (das wurde unterdessen wieder rückgängig gemacht).

Laut einem Freund bewahrte sich Hösli in seiner Berggemeinde seine Weltoffenheit, wusste sich offenbar aber den neuen Gegebenheiten anzupassen.[85] Heimkehrer aus Russland hatten es in der glarnerischen Heimat nicht immer leicht. Gelegentlich warf man ihnen vor, sie hätten «höher hinaus wol-

82 Kirchenrat Elm, 28. Febr. 1908, in: Protocoll des Stillstandes Elm, in: Archiv der politischen Gemeinde Elm.
83 Walter Fromm, S. 273.
84 Kirchenrat Elm, 8. Aug. 1905 und 15. Sept. 1905, in: Protocoll des Stillstandes Elm, in Gemeindearchiv Elm.
85 Emmanuel Schäppi (Studienfreund Höslis): im «Freisinnigen» Wetzikon, Cutting, nach Höslis Tod, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.

len».[86] Bei Hösli scheint es kaum derartige Probleme gegeben zu haben. Er hatte sich von seiner Jugendzeit her wohl etwas von seiner Volksverbundenheit bewahrt, und er sprach seinen Glarner Dialekt noch immer unverfälscht. Allerdings kam es bei gewissen Gottesdienstbesuchern nicht gut an, wenn er, was offenbar mehrmals geschah, seine Predigt mit dem Satz begann: «Als ich noch in Russland war, ...».[87] Die Sitzungsprotokolle der Kirchen-, Armen- und Schulgemeinde Elm unterschrieb er bis zum Ende seiner Amtszeit konsequent mit «Pfarrer K. Hoesly» (das «von» vor Hoesly liess er weg), während der Protokollführer ebenso konsequent «Herr Pfarrer Hösli» schrieb.[88]

Kaspar Höslis Frau Pauline, die von Jugend auf an grosszügige Verhältnisse gewöhnt war und die die Jahre in Russland genossen hatte, zudem als Romande eine andere Mentalität als die Glarner hatte, fühlte sich im abgelegenen und ländlichen Elm nie richtig wohl. Die langen Winterabende im Pfarrhaus überbrückte das Ehepaar mit gegenseitigem Vorlesen. Beide Ehegatten waren an Literatur interessiert.[89] Paulines wegen hätte Hösli gerne in eine andere, grössere Gemeinde gewechselt. Im November 1909 erhielt er einen Ruf an die Kirchgemeinde des Eisenbahnerdorfes Erstfeld im Urnerland. Er reichte seine Demission ein. Doch wurde er wenig später beim Kirchenrat vorstellig: Ob er seine Demission zurückziehen dürfe «mit Rücksicht auf seine Frau, deren Gesundheit sehr angegriffen sei»?[90] Pauline hatte einige Jahre zuvor eine Fehlgeburt erlitten. Jetzt – Pauline Hösli war 42 Jahre alt – hatte das Ehepaar die Hoffnung auf ein Kind aufgegeben. Der Arzt tippte auf ein Geschwür und schickte sie ins Spital. Dort fand man heraus, dass sie schwanger war. Einige Monate später wurde Vera Maria Magdalena geboren (1910–1997). Sie blieb das einzige Kind. Doch hatte Pauline Hösli nun eine Lebensaufgabe, die sie mit grosser Freude erfüllte. Später wurde sie stolze Grossmutter von vier Enkeln und Enkelinnen. Kaspar Hösli erhielt keinen weiteren Ruf einer Kirchgemeinde, und sich selbst um eine neue Stelle zu bewerben, verbot ihm ihm nicht nur sein Stolz, sondern es war unüblich.[91]

In Elm sah sich Hösli mit schmerzlichen Erinnerungen seiner Gemeindeglieder konfrontiert: Das Dorf war im 19. Jahrhundert von schwersten Kata-

[86] Ernst Jenny: Gedanken über die schweiz. Auswanderung, in: Alt-Russland und die Russland-Glarner, S. 2. Ernst Jenny verwaltete von ca. 1890 an und bis zur Revolution von 1917 das von seinem Vater ererbte landwirtschaftliche Gut bei Otschakoff unweit Odessa und später zusätzlich ein zweites Gut am Don.
[87] Mitgeteilt von Esther Graf-Rüegg, 31. März 2009.
[88] Vgl. die Protokolle in: «Protokoll der Kirchen-, Schul- und Armengemeinde Elm», in: Archiv der politischen Gemeinde Elm.
[89] Mitgeteilt von Esther Graf-Rüegg, 31. März 2009.
[90] Kirchgemeindeversammlung 7. Nov. 1909, in: Protokoll der Kirchen-, Schul- und Armengemeinde Elm.
[91] Mitgeteilt von Magdalena Graf-Rüegg, 6. April 2009.

Ehepaar Hösli-Vatter mit Töchterchen Vera, 1911.

Vera Hösli mit Spielzeug-Bernhardiner. Um 1914.

strophen heimgesucht worden, nicht nur von Lawinen, Föhnstürmen, Überschwemmungen, von Todesstürzen von Wildheuern und Unfällen beim Holzen im Wald – noch 1908 wurden zwei Männer beim Holztransport erdrückt, 1915 ein weiterer von einem Stein im Wald erschlagen.[92] Schlimmer und in seinem Ausmass unvergleichlich war es gewesen, dass der russische General Suworow Anfang Oktober 1799 mit seinen Truppen, 25 000 Mann, auf der Flucht vor den Franzosen in Elm eintraf. Die ausgehungerten Soldaten leerten Küche und Keller, stachen Hühner und Schweine nieder, entwendeten das Heu für ihre Pferde, überquerten dann den bereits verschneiten Panixerpass, wobei ein Drittel von ihnen ums Leben kam. Elm brauchte lange, um sich von dieser Verheerung zu erholen.

1816/1817 und erneut 1840 kam es zu schweren Missernten, 1847 zu einer Kartoffelfäule. Für das Jahr 1848 wird gemeldet, dass sich Frauen und Kinder als Ährenleserinnen im Mittelland verdingen mussten.[93] Die Arbeitslosigkeit und der Hunger waren so gross, dass zwischen 1845 und 1853 278 Männer, Frauen und Kinder aus Elm nach den USA, in das 1845 gegründete New Glaris in Wisconsin, emigrierten. Von der Kantonsregierung und der Gemeinde Elm erhielten sie etwas Geld für die Reise und den Kauf von Land.[94] Kein anderes Glarner Dorf erlitt einen derart grossen Aderlass. Aus den drei Kerenzer Dörfern zogen insgesamt «nur» 153 Menschen weg.[95] Im Gegensatz zur Auswanderung nach Russland waren diesmal die Armut, aber auch mangelnde Bildung und damit das Fehlen von Perspektiven die wichtigsten Gründe zur Emigration.

In Elm waren 1905 die Spuren des verheerenden Bergsturzes von 1881 noch deutlich sichtbar und spürbar.[96] Nicht nur waren Felder, Äcker und Wälder von Trümmern übersät und 83 Gebäude im unteren Dorfteil zerstört worden – der obere Dorfteil mit Kirche und Pfarrhaus blieb verschont –, sondern auch die Arbeit im Schieferbergwerk musste ruhen. Die Haupteinnahmequelle der Gemeinde mit ihren vor 1881 um die tausend Einwohnern war versiegt. Der Schiefer von Elm war von bester Qualität, und Elmer Erzeugnisse wie Schiefertische, Schreibtafeln und Griffel waren nach halb Europa und auch, via die Handelsgesellschaft Jenny, Trümpy & Co. in

[92] Walter Fromm, S. 255 und 263.
[93] Walter Fromm, S. 171.
[94] Walter Fromm, S. 175.
[95] Vgl. dazu Christoph H. Brunner: Glarner Geschichte in Geschichten, 2004, S. 118 ff.
[96] Vgl. dazu: Hans Peter Bläuer: Der Bergsturz von Elm am 11. September 1881. Ursache und gesellschaftliche Bewältigung einer menschengemachten Naturkatastrophe, in: Christian Pfister (Hg.): Am Tag danach. Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000, S. 113–130.

Odessa, nach Russland geliefert worden.[97] Zwar war die Solidarität der übrigen Schweiz und des Auslands mit Elm überwältigend, die Räumungsarbeiten wurden zügig in Angriff genommen, die ärgste Not wurde rasch beseitigt. Doch, was das Schlimmste war: Der Bergsturz hatte 114 Menschen in den Tod gerissen. Die Katastrophe war menschengemacht. Man hatte beim Abbau des Schiefers elementare Vorsichtsmassnahmen versäumt und Warnsignale missachtet. Pfarrer Mohr, der die Massen-Beerdigung zu halten hatte, starb drei Jahre später mit nur 29 Jahren.[98] 1906, ein Jahr nach Stellenantritt Höslis, wurde zum letzten Mal das Bergsturzläuten durchgeführt: «Während 25 Jahren wurde stets am 11. September, abends nach 5 Uhr eine halbe Stunde lang mit allen Glocken geläutet.»[99] Doch noch war die Trauer nicht restlos überwunden, und vielleicht gab es auch noch immer Schuldgefühle.

In der einfühlsamen Predigt zum 40. Gedenktag der Katastrophe vom 11. September 1921 sagte Hösli: «[...] wer denkt daran, dass er [beim Blick auf das Untertal] auf einen weiten Friedhof herabschaut oder dass unter diesem Blumenteppich an 100 Menschen begraben liegen, die in einem Augenblick Beute des Todes wurden. Ein Friedhof ist das Untertal; keine Grabsteine stehen da, der einzige steht abseits des Weges. [...] Ein unheimlich Suchen bis in die Nacht hinein», habe es damals gegeben. «Angst und Entsetzen hatten die Gemüter derart ergriffen, dass die Leute kaum noch recht wussten, dass sie lebten. [...] Am Mittwoch den Vierzehnten war Beerdigungstag; die Totenglocke rief die Gemeinde auf den Friedhof. Zwei grosse Massengräber waren gegraben worden. [...] Es läuteten alle Glocken. Die Kirchentüre öffnete sich und 11 grosse und 2 Kindersärge wurden herausgetragen, bergend die ganzen Leichen und auch nur einzelne Körperteile. Nun löste sich – im Anblick der Särge – der Bann von den Gemütern, der Schmerz und das Weh wurden empfunden, die Trauer erfüllte die Herzen, um lange, lange zu bleiben. 40 Jahre sind seither verflossen; die Zahl der damaligen Leidtragenden wird immer kleiner. [...] Und doch soll nicht vergessen werden von der Nachwelt, was damals gelitten, geweint, gesorgt und gebangt wurde; [...]. Wenn wir heute jener schweren Tage gedenken, [...] dann muss ein Lob und Dank dargebracht werden unserm gnädigen Gott. [...] Witwen und Waisen wurden nicht der bitteren Not preisgegeben. [...] Über Bitten und Verstehen half der gütige Gott, machte aufs neue wahr, was auf der Gedenktafel an der Kirche steht: <Es mögen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.> [...] Seit dem Bergsturze

[97] Vgl. dazu: Adolf Jenny-Trümpy: Handel und Industrie des Kantons Glarus, S. 35 ff. sowie Urs Rauber: Schweizer Industrie in Russland, S. 215 f.
[98] Walter Fromm, S. 228.
[99] Walter Fromm, S. 251.

hat Elm einen Aufschwung genommen. [...] was damals menschliche Unkenntnis und Unerfahrenheit verschuldete, das wird heute vermieden und fachmännischer Bergbau getrieben. [...] Sorge um Sorge schwand».[100]

Der Erste Weltkrieg hatte das Ausbleiben der Feriengäste zur Folge. An der Sitzung des Kirchenrats vom 1. Oktober 1914 wurde beschlossen «in Anbetracht der ernsten Zeit» auf die geplante Renovation des Chors der Kirche zu verzichten.[101] Erst 1926 wurde sie durchgeführt.[102] Im Jahr 1916 etwa war an der «Armengemeinde» die «Verarmung der Armen» infolge der Zeitumstände beklagt worden.[103] Eine Herausforderung besonderer Art für den Pfarrer war die «Spanische Grippe», welche am Ende des Kriegs die Schweiz heimsuchte. Vierzehn Gemeindeglieder von Elm raffte die Krankheit dahin, meist junge Leute, darunter sieben Soldaten.[104] Das waren traurige Beerdigungen! Nach dem Krieg wurden von den Elmern mehrmals Kollekten für bedrängte Protestanten in Österreich, Deutschland und Frankreich zusammengetragen. Wohl unter dem Einfluss Höslis schaute man trotz wirtschaftlich bedrängter Lage über die eigene Kirchturmspitze hinaus.
«Die immer schwieriger werdenden Verhältnisse auf dem Gebiet der Armenfürsorge» beschäftigen Hösli andauernd.[105] Neben seinen Amtspflichten im engeren Sinne präsidierte er die ganzen 27 Jahre hindurch die Armen- und die Schulgemeinde, wobei ihn vor allem Erstere, die mit vielen Kontakten nach auswärts verbunden war, vielseitig in Anspruch nahm. Das Leben in Elm war auch nach dem Krieg noch karg. Verschiedentlich ist in Protokollen des Kirchenrats von der «Christbaumfeier» die Rede.[106] Das war offensichtlich eine sehr wichtige Sache, insbesondere, da es keine Sonntagsschule[107] gab. Die Kinder erhielten an der Feier nicht nur ein Geschenk, oft ein Buch, sondern sie konnten den schön geschmückten Baum bewundern – Christbäume in Privathäusern gab es erst vereinzelt.[108] Pfarrer Hösli scheute sich nicht, in seinen Predigten die Begüterteren unter den Gemeindemitgliedern an ihre Christenpflicht gegenüber den Minderbemittelten zu erinnern, was

[100] Aus der Predigt von Kaspar Hösli vom 11. Sept. 1921, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.
[101] Protocoll des Stillstandes Elm, 1. Okt. 1914.
[102] Vgl. Protocoll des Stillstandes, 18. April und 16. Dez. 1926.
[103] Armengemeinde 30. April 1916, in: Protokoll der Kirchen-, Schul- und Armengemeinde Elm.
[104] Walter Fromm, S. 266/7.
[105] Aus: «Ausserordentliche Armengemeinde 29. Sept. 1918, in: Protokoll der Kirchen-Schul- u. Armengemeinde Elm.
[106] Z.B. Protocoll des Stillstandes Elm, 1. Febr. 1912 und 26. Nov. 1924.
[107] Hösli wandte sich gegen die Einführung der Sonntagsschule, da die beiden Lehrer in der Schule auf hervorragende Weise biblische Geschichte erteilten: «Allzuviel ist ungesund», sagte er, in: Protocoll des Stillstandes, 12. Febr. 1915. Allerdings gab es eine Kinderlehre.
[108] Walter Fromm, S. 269 (Jahr 1920).

sich einige von ihnen nur ungern hätten sagen lassen.[109] Die Konfrontation mit der Armut in der eigenen Gemeinde liess ihn an Problembewusstsein gewinnen.

Eine Ehre war es für ihn, als er am 11. April 1912 vor Landammann, Regierungsräten und viel Volk die «Fahrtspredigt» halten konnte zum Gedenken an die Befreiungsschlacht der Glarner gegen Österreich von 1388.[110] Hösli wandte sich dabei gegen Habgier, Genusssucht und Klassenhass und zitierte dazu den Bibelspruch «Gerechtigkeit und Friede werden sich küssen». Er warb für Pflichtgefühl und Verantwortlichkeit, gute Erziehung und Bildung, vor allem aber für Gottesfurcht. Überall gähre, treibe und ringe es nach Neugestaltung. Die Zeit verlange nach Entscheidungen. Höslis bedeutendster Kollege im Kanton war Emil Brunner in Obstalden-Filzbach. Der in ethischer Hinsicht sehr sensible junge Brunner erregte mit seinem Plädoyer für die sozial Schwachen im ganzen Glarnerland grosses Aufsehen. 1924 wurde er Professor für systematische Theologie an der Universität Zürich.[111] Von Brunners mutigem Wirken kann Hösli nicht unberührt geblieben sein. Er scheint etwas vom damals aufkommenden religiösen Sozialismus[112] in sein theologisches Denken aufgenommen zu haben.

Kaspar Hösli war während 27 Jahren Pfarrer in Elm. Seine Arbeit in der Gemeinde habe er mit Lust und Liebe und mit der bekannten Volkstümlichkeit verwaltet, liest man in einem Nachruf; er sei ein «Mensch wie wir» gewesen, was ihm nicht nur Freunde geschaffen habe: «Was wir ihm aber heute noch hoch anrechnen dürfen, das ist, dass er die Tradition der Elmer stets achtete.»[113] Mit Leib und Seele habe er zeitlebens an seinem Amt und an seinen streng reformierten Grundsätzen gehangen.[114] Er habe den Heidelberger Katechismus, den er schon in Russland stets bei der Hand gehabt habe, auch in der Heimat nicht aus der Hand gelegt. Alle Konfirmanden habe er danach unterrichtet. Dass Hösli in die kantonale Kirchenleitung gewählt wurde, spricht für sein Ansehen im Glarnerland.

Im Jahr 1932 trat Kaspar Hösli von seinem Amt zurück. Über den Abschiedsgottesdienst schreiben die «Glarner Nachrichten»: «Gestern Sonntag hat Herr Pfarrer Hoesly in einem packenden Kanzelwort von unserer Kirch-

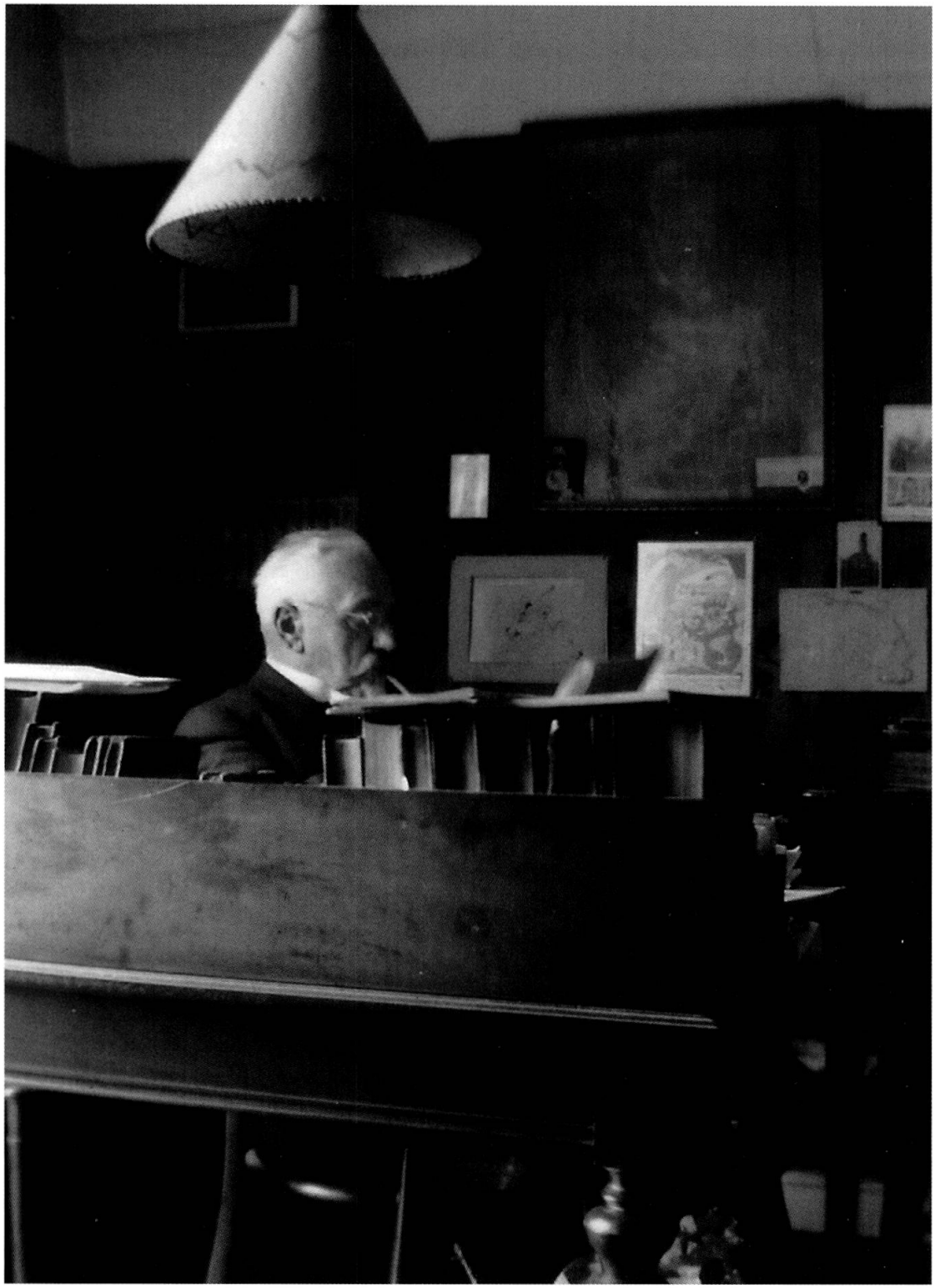
[109] Mitgeteilt von Esther Graf-Rüegg, 31. März 2009.
[110] Typoskript der «Fahrtspredigt» von 1912, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.
[111] Siehe dazu Frank Jehle: Emil Brunner. Theologe im 20. Jahrhundert, S. 73 ff.
[112] Die Bewegung des religiösen Sozialismus wurde 1906 in Degersheim St. Gallen durch die Theologen Hermann Kutter und Leonhard Ragaz ins Leben gerufen. Brunner war davon beeinflusst.
[113] Zum Hinschied von Alt-Pfarrer Kaspar Hösli in Bern, Aus: Glarner Nachrichten, nach dem 13. April 1943, News Paper Cutting in: Privatarchiv Graf-Rüegg.
[114] So Walther Rüegg: Pfarrer Kaspar Hösly-Vatter (Würdigung), in: Privatarchiv Graf-Rüegg.

gemeinde Abschied genommen. Seine Ausführungen, die sich auf den Text gründeten: <Seid fröhlich im Hoffen, geduldig in der Trübsal, haltet an im Gebet>, waren Abschiedsworte, wie sie nur Liebe und Anhänglichkeit zur Pfarrgemeinde eingeben konnten, ein Ausklang, würdig seinem Wirken als Seelsorger der Gemeinde, mit der er 27 Jahre verbunden war. Tief ergriffen lauschte die Gemeinde den eindringlichen und herzlichen Abschiedsworten [...]. In die hiesige Amtstätigkeit von Herrn Pfarrer Hoesly fielen folgende kirchliche Handlungen: Taufen: 506, Trauungen: 176, Beerdigungen: 364. Konfirmiert hat Herr Pfr. Hoesly 425 Knaben und Mädchen.»[115]

Mit seiner Frau nahm er Wohnsitz in Wabern bei Bern, ihr zuliebe an der Grenze zwischen deutscher und welscher Schweiz. Dank seiner offenen Art fand er schnell ein gutes Verhältnis zu seinen Kollegen in Bern und Umgebung. Immer wieder wurde er für kürzere oder längere Vertretungen in Kirchgemeinden gerufen. Beispielsweise wurde er beauftragt, die Kirchgemeinde Laufen nach Turbulenzen mit einem Pfarrer wieder in geordnete Bahnen zu lenken. Am kirchlichen Leben seiner Wohngemeinde nahm er regen Anteil. Und er übernahm die Seelsorge des Altersheims in Seelhofen. Die freien Stunden gehörten seinen Büchern. Er war einer der Pfarrer, die ihre Bibliothek bis zuletzt äufneten. Geschichte war ihm immer das Liebste gewesen: Kirchengeschichte, Geschichte seiner glarnerischen und schweizerischen Heimat, auch Allgemeingeschichte. Es war kein Zufall, dass bei seinem Tod auf seinem Arbeitstisch ein Buch über den grossen Gelehrten und Kunstfreund Jacob Burckhardt lag.[116]

Kaspar Hösli war sein Leben lang gesund. Als frisch und geistig lebendig hat ihn sein Schwiegersohn, Pfarrer Walther Rüegg, in Erinnerung.[117] Doch plötzlich erkrankte er an einer Nervenentzündung, die sich rasch verschlimmerte. So wie Kaspar Hösli viele im Sterben getröstet habe, so habe er sich jetzt selber gerne mit dem Wort des Evangeliums trösten lassen, schreibt der Schwiegersohn.[118] Innert weniger Wochen führte die Krankheit am 13. April 1943 zum Tod. Hösli sei ein «herzensguter, sehr belesener, klar denkender Mann, ein urchiger Glarner, freiheitlich denkender Schweizer, überzeugter Reformierter» gewesen, der mit seinem lutherischen Kollegen in Worms oft nicht einig gewesen sei.[119]

[115] W. Z. in: Glarner Nachrichten, 1932, ohne Datum, News Paper Cutting, in: Landesarchiv des Kantons Glarus. – Die Kindersterblichkeit war gross!
[116] Walther Rüegg: Pfarrer Kaspar Hösly-Vatter (Würdigung), in: Privatarchiv Graf-Rüegg.
[117] In: Privatarchiv Graf-Rüegg.
[118] In: Privatarchiv Graf-Rüegg.
[119] Walther Rüegg: Einschub in Höslis Aufzeichnungen, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.



Kaspar Hösli im Alter in seinem Studierzimmer in Wabern bei Bern. Um 1940.

Kaspar Hösli: Das kirchliche Leben der deutschen Kolonisten in Süd-Russland (verfasst 1908)

Textbearbeitung

Kaspar Höslis Text basiert auf einem Vortrag, den er am 19. November 1908, also vier Jahre nach seiner Rückkehr aus Russland in die Schweiz, in Schwanden vor seinen Kollegen im Glarner Pfarrverein hielt. Den handschriftlichen Text, der nicht mehr auffindbar ist, hat sein Schwiegersohn, Pfarrer Walther Rüegg, zuhanden seiner Kinder und Enkel auf seiner alten wackligen, mechanischen Schreibmaschine abgeschrieben, wobei er gelegentlich kurze Kommentare einfügte, die die Herausgeberin bei der Abschrift von Kaspar Höslis Text weggelassen oder in den Lebenslauf eingefügt hat. Pfarrer Rüegg schwankte zwischen der Orthografie und Interpunktion des Verfassers Kaspar Hösli und seiner eigenen Rechtschreibung. In der vorliegenden Fassung wurde das vereinheitlicht. Auch hat die Herausgeberin offensichtliche Versehen stillschweigend ausgemerzt und fehlende Satzteile eingefügt, im übrigen aber wenig in den Text eingegriffen. Bei den runden Klammern der Vorlage war nicht zu unterscheiden, ob sie vom Verfasser Kaspar Hösli oder vom Abschreiber Walther Rüegg gesetzt wurden. Sie wurden stehen gelassen. Die eckigen Klammern stammen von der Herausgeberin. Zwecks besserer Leserlichkeit wurden einige allzu lange Abschnitte der Vorlage in kürzere unterteilt.

Text Kaspar Höslis

In Russland gibt es heute [1908] etwa 2000 Dörfer, Weiler und Einzelgehöfte, die von deutschen Kolonisten bewohnt werden mit einer Seelenzahl von ungefähr 800 000 Seelen.[120] Wann und wie kamen deutsche Kolonisten nach Russland [...]?
Das alte Reich der Moskowiter[121] war jahrhundertelang, etwa bis zur Reformationszeit, mit dem Westen Europas in keine Berührung gekommen. Russland war für Europa ein dunkles Land, und seine Bewohner ein unbekannt Volk. Nur in Nischni Nowgorod[122] hatte die deutsche Hansa einen befestigten Kaufhof. Ausser[halb] de[s] Kaufhof[s] durften sich die Kaufleute nicht aufhalten, ja sogar das Verbleiben in demselben war ihnen nur einige Monate im Jahr gestattet. Als am Ende des 15. Jahrhunderts der Kauf-

[120] Es waren weit über 1 Million, vgl. dazu unten S. 89.
[121] Moskau wurde erst im 15. Jahrhundert zum Zentrum des russischen Reiches.
[122] Die Stadt hiess später Gorki, seit 1990 gilt wieder die alte Ortsbezeichnung.

hof von den Russen zerstört wurde, wurde Russland dem Westen für längere Zeit ganz verschlossen, und seine Tore öffnete erst Zar Wassilij [III.] und dann besonders sein Sohn, Iwan der Schreckliche [IV.].[123] Letzterer liess Büchsen- und Pulvermacher, Waffenschmiede und Ärzte, auch Bergleute aus Sachsen kommen.

Diese Einwanderer bewahrten keine Selbständigkeit in deutscher Sprache und Religion; sie verschwanden unter den Russen. Das Verdienst, Russland dem Westen erschlossen zu haben, gebührt den Engländern. Am 24. August 1553 landete ein englischer Admiral bei Newksa[124] am Weissen Meer. Unverzüglich begab er sich an den Hof Iwans des Schrecklichen, der ihm und seinem Volke volle Handelsfreiheit in Russland gewährte. Derselbe Seefahrer kam auf demselben Wege 1555 wieder nach Moskau und mit ihm eine Anzahl englischer Kaufleute, die sich ständig in Moskau niederliessen. Holländer [und] Deutsche gesellten sich bald dazu, sodass ein ziemlich reger Handelsverkehr [zwischen] dem Auslande und Russland sich entwickelte, zu dessen Hebung Iwan der Schreckliche 1584 befahl, an der Mündung der Dwina ins Weisse Meer eine hölzerne Stadt zu bauen, die den Namen Archangelsk, d.h. «Erzengel», erhielt.

Auf diesem Wege fanden auch die lutherische und [die] reformierte Kirche den Eingang ins Land. Bis zur Gründung St. Petersburgs und [dem Erwerb] der Ostseeprovinzen[125] war denn Archangelsk die einzige Seestadt Russlands, welche den Handelsverkehr direkt mit dem Auslande vermittelte. Der Weg von Archangelsk nach Moskau war ungemein weit, für einen regen Verkehr nicht günstig, ebenso wenig die Schifffahrtsverhältnisse im hohen Norden. Mit der Eroberung der Ostseeprovinzen und Gründung Petersburgs schuf Peter der Grosse (1682–1725) andere Zustände im Norden. Auch

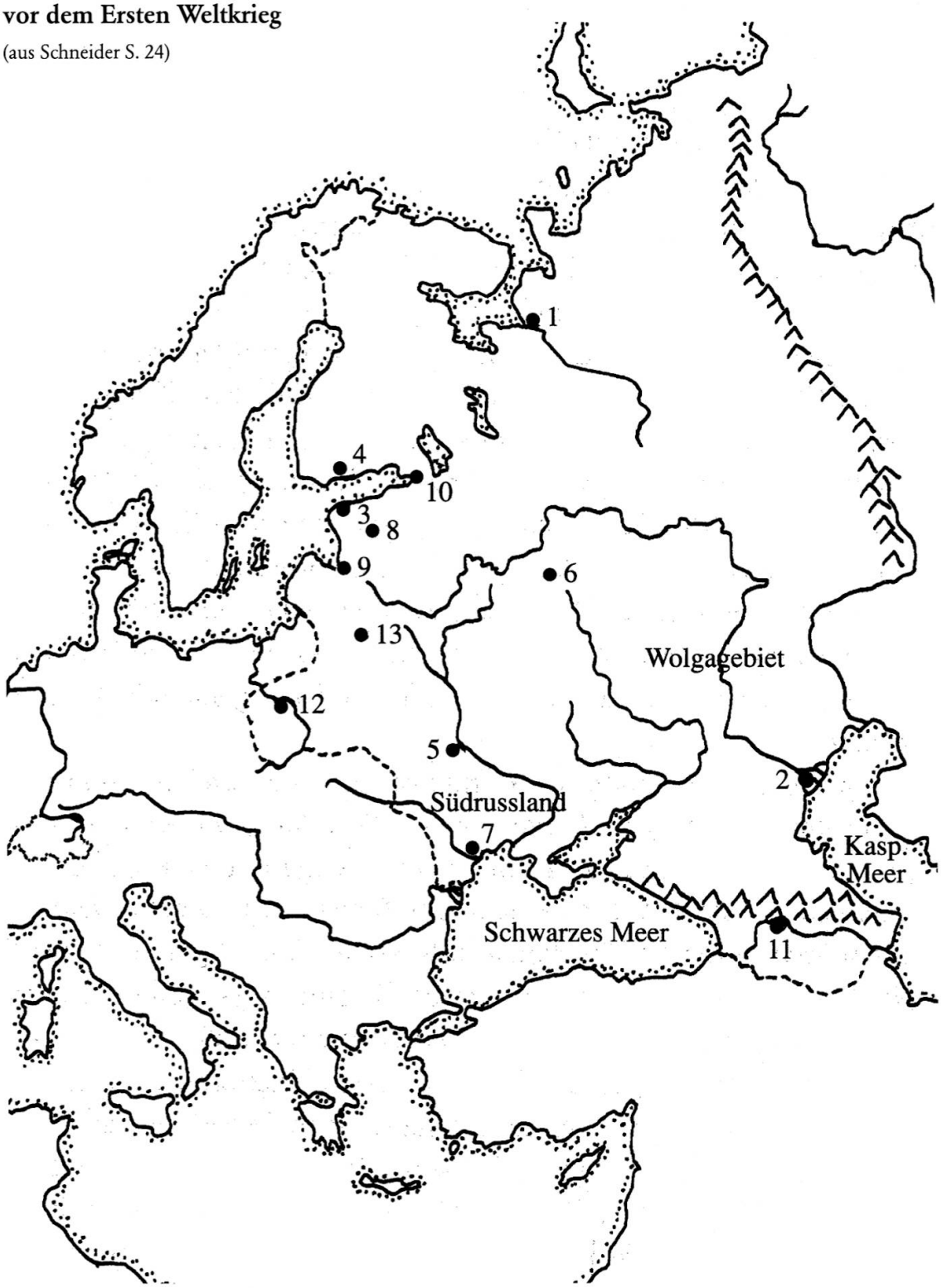
[123] An dieser Stelle Einschub im Text Höslis von Walther Rüegg. Er lautet: Valentin Gitermann «Geschichte Russlands» 1944, S. 148 ff. gibt für die Regierungszeiten der Genannten etwas andere Daten als unser Manuskript: Wassilij III. 1505–1533, Iwan der Schreckliche, – der IV. – 1533–1584. Unter Wassilij III., 1440–1505, trat die Selbstherrschaft des Zaren deutlicher in Erscheinung als je zuvor. Er gewöhnte sich daran, wichtige Entscheidungen zu treffen, ohne zuvor die Meinung des Bojarenrates anzuhören. «Halte den Mund, Sklave!» herrschte er einen hohen Adligen an, der es gewagt hatte, Einwendungen vorzubringen. Die Geistlichkeit erklärte wörtlich: «Dein, o Herrscher, ist die Macht zu handeln, wie Gott es dir eingibt. Unsere Pflicht ist, für den Zaren zu beten; ihm zu raten, ziemt uns nicht. [...] Der Natur nach ist der Zar allen Menschen ähnlich, der Gewalt nach aber ist er ähnlich dem höchsten Gott.»

[124] =Nenoksa. Das Hafenstädtchen westlich des später gegründeten Archangelsk war schon im 15. Jahrhundert für seine Salzsiedereien bekannt. Es zählt heute 1200 Einwohner.

[125] Unter Peter I. dem Grossen, geboren 1672, Zar ab 1682, begann 1703 der Bau der neuen Hauptstadt St. Petersburg. 1714 kamen Livland, Estland und Kurland im Baltikum an Russland.

Der europäische Teil des russischen Reiches vor dem Ersten Weltkrieg

(aus Schneider S. 24)



Legende:

1 Archangelsk	4 Helsinki	7 Odessa	10 St. Petersburg	13 Wilna
2 Astrachan'	5 Kiev	8 Dorpat	11 Tiflis	
3 Reval	6 Moskau	9 Riga	12 Warschau	

nach dem Süden suchte Russland vorzudringen; doch die Versuche, den südrussischen Steppengürtel zu durchbrechen und am Schwarzen Meer Fuss zu fassen, fehlten zwar nicht, führten aber nur zu vorübergehendem Erfolg.

Erst Katharina der Grossen (Kaiserin 1762–1796) gelang es im ersten und zweiten Türkenkrieg (1768–1774 und 1787–1792) das ganze Land vom Dnjestr bis zum Dnjepr (an der Schwarzmeerküste) in ihren Besitz zu bringen.[126] Und als Russland 1812 noch Bessarabien[127] erwarb, da war es Herr der ganzen Nordküste des Schwarzen Meeres und eines gewaltigen Ländergebiets, in dem keine Spur von Kultur und Zivilisation zu finden war. Die endlosen Graswüsten des Südens dienten nur Flüchtlingen und Verbrechern als Aufenthaltsort, wo sie ein elendes Dasein führten.[128]

Russland stand vor einer gewaltigen Aufgabe. Wollte es das Land [in seinem Besitz] erhalten und sich die Verbindung [zum] Schwarzen Meer sichern, so musste es das Land mit Ackerbau treibenden Leuten besiedeln und bevölkern. Mit eigenen Leuten konnte Russland zu jener Zeit die neu gewonnenen Gebiete nicht besiedeln. Der russische Bauer war Leibeigener, unter der Macht und Gewalt des Edelmanns. Ökonomisch lebte er in den elendesten Verhältnissen, und von der Landwirtschaft hatte er nur die primitivsten Kenntnisse. Er wäre nicht der Mann gewesen, um eine solche Aufgabe zu lösen und frisches Leben und Kultur in das jahrhundertelange Schweigen der südrussischen Steppen zu bringen. Woher die Kräfte nehmen, wenn sie im eigenen Lande nicht zu finden waren?

Durch [ihr] Manifest von 1763 lud Katharina die Grosse[129] Ausländer, namentlich Deutsche, ein, nach Russland zu kommen und sich an den Ufern der Wolga in den Gouvernements Samara und Saratow niederzulassen. Sie wollte sich mit diesen Ansiedlungen eine Verbindung [zum] Ural und Sibirien schaffen.[130] Von 1764 bis 1770 gründete sie dort 117 deutsche Kolonien. Die Erwartungen, die in diese Kolonien gesetzt wurden, gingen aber nicht in Erfüllung. Einmal [zunächst] nahm man an [hiess man willkommen], wer

[126] Ein grosser Teil des neu erworbenen Gebietes hatte zum tatarischen Krimkhanat gehört, das unter türkischem Einfluss stand und dessen Bevölkerung teilweise noch einen nomadischen Lebensstil pflegte.

[127] Bessarabien hiess das Gebiet westlich des Dnjestr. Heute deckt es sich grösstenteils mit dem Staat Moldawien, der südlichste Teil gehört zur Ukraine.

[128] Immerhin gab es etliche feste Siedlungen an der Küste. Fürst Potemkin (Potjomkin) täuschte Katharina II. anlässlich einer Inspektionsreise auf dem Dnjepr mit Hilfe von Kulissen die Existenz blühender Dörfer im neu eroberten Gebiet vor (Potemkin'sche Dörfer).

[129] Die Zarin Katharina II. die Grosse, 1729–1796, stammte aus Preussen, war also selbst Deutsche. Text des Manifests der Katharina S. 78, Fussnote 222.

[130] Der Ural und Sibirien befanden sich bereits seit rund 1600 in russischem Besitz.

kam, sodass neben ordentlichen Leuten eine Menge Gesindel – der Abschaum der Deutschen, wie ein dortiger Kolonist sich ausdrückte – angesiedelt wurde.[131] Dann wurde in jenen Gemeinden das sogenannte Seelensystem eingeführt, das für eine gesunde Entwicklung derselben sich als sehr schädlich erwies. Nach Verlauf einer Anzahl von Jahren wurde und wird immer noch alles Dorfland nach der Zahl der männlichen Seelen neu verteilt, sodass nie eine Familie im Besitz ein- und desselben Landes ist. Dieses System trieb niemanden zu Fleiss an noch zu einer rationellen Bearbeitung des Landes.

Die Steppen im Süden [nördlich des Schwarzen Meers] wollte man auch mit Ausländern besiedeln. Da die Regierung mit den Ansiedlungen an der Wolga schon einige Erfahrungen gemacht [hatte], sollten die dort begangenen Fehler vermieden werden. Zur Ansiedlung sollten nur gute Landwirte und Handwerker zugelassen werden, ebenso sollte das Seelenzahlsystem wegfallen und das einmal gegebene Land konnte im Besitz einer und derselben Familie bleiben. 1803/1804 lud Kaiser Alexander I. (1801–1825) in zwei Manifesten Ausländer, besonders Deutsche, ein, nach Russland zu kommen und sich entweder in Odessa oder auf den Steppen anzusiedeln. Seine Einladung war nicht vergeblich. Ganze Karawanenzüge Deutscher kamen in den Jahren 1804 bis 1810 nach Odessa, von wo aus sie in den Gouvernements Bessarabien, Taurien,[132] Cherson und Jekaterinoslaw angesiedelt wurden. In längeren Zwischenräumen kamen, bis 1841 noch einzelne Züge, dann hörte die Einwanderung auf. Von 1804 bis 1841 wurden im Süden 191 deutsche Kolonien gegründet, bestehend aus 9067 Familien. Ausserdem [entstanden] einige Kolonien von Bulgaren, Schweden und sogar Zigeunern. Woher kamen die Deutschen? Die meisten waren Württemberger, andere [stammten] aus der Pfalz, Bayern, Baden, Hessen, Preussen und sogar aus der Schweiz. Ein Herr von Escher, Major eines Moskauer Dragonerregiments, kam mit einem Zuge Schweizer, die die Kolonie Zürichtal in der Krim gründeten. Und 1822 gründeten vierzig Familien aus dem Waadtlande die Kolonie Chabag auf der Seite am Dnjeprliman,[133] 5 Kilometer von Akkerman [entfernt].[134] Sie wurden eigens berufen, um den Weinbau im Süden einzuführen, und [sie] beschäftigen sich heute noch [1908] ausschliesslich mit Weinbau.[135]

[131] Das scharfe Urteil ist vermutlich auf die nicht in allen Teilen geglückte Ansiedlung zurückzuführen.
[132] Taurien = früherer Name für Krim.
[133] Hösli täuschte sich: Es müsste heissen, westlich des Dnjestrliman = Mündungstrichter des Dnjestr.
[134] Akkerman ist eine gewaltige alte Festung mit einer 2 Kilometer langer Umfassungsmauer am westlichen Ufer des Dnjestrliman, etwa 80 km westlich von Odessa. Die Festung entstand neben der Stadt Bilhorod-Dnistrovs'kyi, dem ehemaligen griechischen Tyras.
[135] Zu Chabag siehe, S. 81 und S. 90 ff.

[...] Was versprach die Regierung diesen Kolonisten?

1. Volle Religionsfreiheit.
2. Jeder Familie etwa 50 – 60 Desjatinen Land, d.h. etwa 10 Hektaren.[136]
3. Einen Vorschuss von 1070 Rubel Banko.
   3 1/2 Bankorubel hatten den Wert eines Silberrubels.
4. 10 Jahre Steuerfreiheit.
5. Befreiung vom Militärdienst auf ewige Zeiten, die allerdings nur bis 1874 dauerten.
6. Eigene Wahl und Verwaltung.
7. Ansiedlung der Kolonisten nach Konfessionen in bestimmt abgegrenzten Bezirken.

Der Kolonist und seine Nachkommen können sich im ganzen Reich frei bewegen, über ihr Vermögen nach Belieben verfügen, ungehindert Handel treiben und [besitzen noch] andere Rechte. Die Kolonisten bildeten, obschon sie die russische Staatsbürgerschaft angenommen hatten, einen besonderen Stand im Reich, erhielten sogar eine eigene Gesamtverwaltung, das sogenannte Fürsorgekomitee deutscher Ansiedler im Süden mit Sitz in Odessa, an dessen Spitze meistens ein deutscher General aus den Ostseeprovinzen stand. Die Amtssprache des Komitees [der] Deutschen war deutsch. 1874 wurde das Komitee aufgehoben und die Kolonisten dem russischen Bauernstande einverleibt.[137]

Wenn man bedenkt, wie in den deutschen Landen [in Deutschland] das Volk zu jener Zeit in einer gedrückten, armen Lage war, mancherorts nicht viel besser als der russische Bauer lebte, so ist es begreiflich, dass Tausenden die Versprechungen der russischen Regierung sehr verlockend vorkommen mussten, und dass sie gerne die gebotene Gelegenheit ergriffen, um in eine bessere ökonomische Lage zu kommen. Doch nicht allein die Aussicht, in Russland ein gutes Stück Land zu bekommen, bewog viele deutsche Familien zur Auswanderung; andere bewog die verheissene Religionsfreiheit, die heimatliche Scholle zu verlassen. Die blühendsten und in der Kultur am weitesten fortgeschrittenen Kolonien im Süden sind die der Mennoniten in den Gouvernements Taurien und Jekaterinoslaw, gegenwärtig etwa 60 – 70 000 Seelen stark. Diese von den deutschen Wiedertäufern der Reformationszeit abstammenden Kolonisten haben nur die

[136] Höslis Umrechnung stimmt nicht. Nach heutigen Erkenntnissen bekam jede Familie 30 Desjatinen. 1 Desjatine entspricht 1,1 Hektar. Zum Vergleich: Ein Bauernhof in der Schweiz heute (2009) umfasst durchschnittlich 24 Hektar. Vgl. unten S. 79.

[137] Das bedeutete die Aufhebung der bisherigen Privilegien und damit eine massive Verschlechterung der rechtlichen Situation, nicht aber der wirtschaftlichen.

Grosstaufe;[138] ausserdem verwerfen sie den Eid nach dem Worte Jesu: «Eure Rede sei ja, ja, nein, nein, was darüber ist, ist vom Übel!» und den Militärdienst nach dem andern Wort: «Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen.»[139] Sie kamen der freien Religionsübung wegen nach Russland.

In Grusien[140] [gibt es] eine Anzahl schwäbischer Chiliasten.[141] Diese erwarteten um die Zeit der Kolonisteneinwanderung in Russland[142] die Ankunft Jesu und den Anbruch des tausendjährigen Reiches und wollten dem Herrn entgegen gehen. Ihr Reiseziel war Palästina. Sie kamen in einem so elenden, verkommenen Zustand im Kaukasus an, dass die russische Regierung sie einfach festhielt und ansiedelte, aus Furcht, sie könnten beim Weitermarsch durch die wilden Kurdenstämme [...] aufgerieben werden. Geistlich waren die Leute ebenfalls verkommen; die russische Regierung liess daher Basler Missionare kommen,[143] besoldete sie aus der Reichskasse; sie brachten die Gemeinde in gesunde, kirchliche Bahnen. Heute noch nehmen diese Gemeinden eine Sonderstellung ein; direkt sind sie dem Ministerium des Innern unterstellt; ein Oberpfarrer vermittelt den amtlichen Verkehr mit der Regierung. Bis vor zwei Jahren (1906) bekleidete dies Amt ein Schweizer, der in den dortigen Unruhen erschossen wurde – auf einer Amtsreise.[144] Ein späterer Zug Chiliasten kam in einem derartigen Zustand in Odessa an, dass man sie nicht weiter ziehen liess und im Gouvernement Cherson ansiedelte als besondere Gemeinde. Auch sie hatten bis vor etwa 20 Jahren kirchlich eine Sonderstellung, wurden dann aber dem lutherischen Konsistorium in Petersburg einverleibt.[145]
In Bessarabien gründete ein Freund Gossners,[146] der katholische Pfarrer Lindl,[147] mit einer Anzahl bayrischer Familien die Kolonie Sarata; auch diese kamen der freien Religionsübung wegen nach Russland. Pfarrer und

[138] Erwachsenentaufe.
[139] Bibelstellen: Matth. 5,37; Matth. 26, 52.
[140] Grusien = Georgien, das 1801 an Russland kam.
[141] Vgl. die Bibelstelle: Apk. 20, 1 – 10. – Siehe dazu unten S. 97 ff.
[142] D.h. im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts.
[143] Siehe dazu S. 97 ff.
[144] Es handelt sich um Markus Müller, erschossen 1905 (nicht 1906). Siehe dazu S. 106.
[145] Siehe dazu S. 96 ff.
[146] Der bayrische katholische Priester Johannes Evangelista Gossner (1773 – 1858) gehörte der interkonfessionellen, aus dem Pietismus entstandenen Erweckungsbewegung rund um den Theologieprofessor und späteren katholischen Bischof von Regensburg Johann Michael Sailer an. Gossner wurde 1820 von Zar Alexander I. an die Maltheserkirche in St. Petersburg berufen. Da er von den Jesuiten angefeindet wurde, trat er 1825 zur lutherischen Kirche über und gründete in Berlin die Gossner Mission sowie grosse Sozialwerke.
[147] Ignaz Lindl war zuvor Priester in Baindlkirch in Bayern gewesen und gehörte ebenfalls zum Kreis um Johann Michael Sailer. Zu den ökumenischen Kontakten innerhalb der

Gemeinde traten nach kurzer Zeit zur evangelisch-lutherischen Kirche über. Wie man Russland heute beurteilt, fragt man sich mit Recht: Hat die Regierung den Kolonisten ihr Versprechen gehalten? Diese Frage kann mit Ja beantwortet werden. Das Fürsorgekomitee tat alles, was es nur tun konnte, um den Kolonistenstand zu heben, und zwar in jeder Beziehung. Damit ja der Kolonist überall als solcher erkenntlich war und so der Behörde sichtbar, durfte kein Kolonist einen Bart tragen, sodass noch jetzt, da diese Bestimmung seit 1874 nicht mehr in Kraft ist, die Grosszahl der Kolonisten sich rasiert.[148] Wer sich [vor 1874] nicht rasierte, wurde vom Büttel, d.i. Weibel, einfach in die Kanzlei geholt, dort rasiert; dafür bekam er aber 5 Rutenhiebe. Besondere, vom Komitee eingesetzte Inspektoren besuchten die Gemeinden und schauten überall für Ordnung. Wehe den Faulen! Mit Rutenhieben, die reichlich ausgeteilt wurden, verschaffte man dem Gesetze Nach[achtung].

Die Kolonisten haben volle Religionsfreiheit; unter Beobachtung der allgemeinen Reichsgesetze und des Kirchengesetzes können sie ihre kirchlichen Verhältnisse ordnen, wie sie wollen. In allen vierzehn Jahren, die ich als Pastor in Russland lebte, habe ich von Seiten aller Regierungsbeamten jederzeit das freundlichste Entgegenkommen gefunden; ebenso war der Verkehr mit der russischen Geistlichkeit stets ein sehr freundlicher.[149] Wenn von 1874 an die deutschen Kolonisten zum Militär [eingezogen] wurden,[150] so kann man dies nicht unbillig nennen. Hatten die deutschen Kolonisten durch Kauf Hunderttausende von Desjatinen Land[151] erworben und dadurch sich grossen Reichtum verschafft, so war es nicht mehr als recht und billig, dass sie auch zur Landesverteidigung herangezogen wurden. Gerade die Reichen aber versuchten, sich dem neuen Gesetz zu entziehen; sie schickten ihre Söhne ins Ausland und liessen sie dort wohnen, bis sie das Bürgerrecht irgendeines Staates hatten. In manchen Familien haben [sich] dadurch überraschende Zivilstandsverhältnisse[152] gebildet. Während der Vater russischer Untertan [ist], ist ein Sohn Grieche, der andere Türke oder Deutscher oder Schweizer geworden.

Erweckungsbewegung vgl. Marianne Jehle-Wildberger: Anna Schlatter-Bernet (1773–1826). Eine weltoffene St. Galler Christin, S. 87 ff.

148 Kaspar Hösli persönlich trug zeitlebens einen Bart.

149 Höslis Verhältnis zur russischen Obrigkeit war entspannt. Auffallend ist seine ökumenische Offenheit.

150 1874 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Grundsätzlich hatte von da an jeder Mann, neu auch die Adligen und die deutschen Kolonisten, welche die russische Staatsbürgerschaft angenommen hatten, während 3–6 Jahren Militärdienst zu leisten, die Studenten – deren Zahl damals stark anstieg – während 6 Monaten.

151 Die Kolonisten erwarben teilweise Güter, die vergleichbar waren mit dem fürstlichen und geistlichen Grossgrundbesitz im Zarenreich.

152 Hösli meint Bürgerrechtsverhältnisse. Die bäuerlichen Kolonisten mussten bei ihrer Einwanderung die russische Staatsbürgerschaft annehmen und auf ihr altes Bürgerrecht verzichten.

Die Aufhebung des Kolonistenstandes[153] und seine Einverleibung in den Bauernstand entsprach nur einem Bedürfnis der Zeit, ebenso die Führung aller Kirchenbücher in russischer Sprache und die Forderung, dass alle Pfarrer, die aus dem Auslande kamen, erst dann definitiv von der Regierung ihre Bestätigung erhalten, wenn sie ein Examen in russischer Sprache gemacht haben. Da in Betreff des Militärdienstes die Mennoniten aus religiösen Gründen eine Sonderstellung einnehmen, so trug die Regierung derselben insofern Rechnung, dass die Söhne derselben anstelle des Militärdienstes genau dieselbe Anzahl von Jahren Forstdienste für die Regierung leisten können. Allerdings müssen die mennonitischen Gemeinden alle Kosten wie Bau und Unterhalt der Forsthäuser, wo die jungen Leute zusammen wohnen, Anschaffung besonderer Uniformen, den ganzen Unterhalt der Leute, aus ihrer Gemeindekassen bestreiten.

Wenn die Regierung den Kolonisten gegenüber ihrer Versprechungen hielt, so haben anderseits die Kolonisten die Regierung in ihren Erwartungen auch nicht enttäuscht. Die Riesenarbeit der Kolonisation im Süden haben die Deutschen vollzogen, und was die Russen leisteten, haben sie nur getan dank ihrer deutschen Lehrmeister.

Der Süden ist heute die Kornkammer Russlands, und da, wo vor hundert Jahren noch keine menschliche Wohnung zu finden war, herrscht heute nun ein fröhlichfrisches Leben. Wie Oasen stehen die deutschen Dörfer da. Mit ihren schmucken Kirchen, freundlichen Bethäusern, wohltätigen Anstalten, grossen, schönen Wohnhäusern, gepflegten Höfen [Gärten], geraden Strassen, zu beiden Seiten mit [Gehsteigen] versehen und [mit] Bäumen bepflanzt, unterscheiden sie sich vorteilhaft von den Dörfern der Russen und Bulgaren.
Wenn Odessa[154] in hundert Jahren aus einem armseligen Türkennest zu einer internationalen Weltstadt von über 450 000 Einwohnern geworden ist, ebenso noch manch andere Stadt am Schwarzen Meer in stetem Wachstum begriffen [ist], so verdanken sie, Odessa voran, zum grossen Teil ihre heutige Stellung dem deutschen Kolonisten und Handwerker.

Nach diesen einleitenden Ausführungen gehe ich [Kaspar Hösli] nun zu meinem eigentlichen Thema über und unterscheide im kirchlichen Leben der Kolonisten, das sich jedoch nur auf [die] lutherische und [die] reformierte Kirche bezieht, 3 Perioden:

[153] Die Aufhebung der Privilegien von 1871 bis 1874 war die Folge des damals wachsenden Nationalismus und der damit verbundenen Russifizierungspolitik. Siehe dazu S. 88.
[154] Odessa wurde 1794 (neu) gegründet. Zu dieser Stadt siehe S. 84 f.

I die Zeit der Ansiedlung bis zum Jahre 1832, der Einführung des Evangelischen Kirchengesetzes

II die Zeit von 1832 bis 1861, der Aufhebung der russischen Leibeigenschaft

III die Zeit von 1861 bis 1905, dem Erscheinen des berühmten Manifestes vom 17. Oktober[155]

I

Für die Entwicklung des kirchlichen Lebens der deutschen Ansiedler waren zwei Bestimmungen des Ansiedlungsmanifestes von höchster Bedeutung.

1. Die Bestimmung: Die Kolonisten werden angesiedelt nach Konfessionen in bestimmt abgegrenzte Bezirke.[156]

2. Die Bestimmung, dass alles so genannte Kolonialland, d.h. das von der Regierung geschenkte Land, nie an einen Fremden, auch nicht an einen Kolonisten eines andern Dorfes, verkauft werden darf. Kolonisten ein- und desselben Dorfes dürfen mit Genehmigung der Gemeinde einander das Land verkaufen oder überschreiben. Durch diese Bestimmung war jedem Fremden das Wohnen in den deutschen Kolonien beinahe unmöglich gemacht, zumal er auch nicht einmal das Recht hatte, sich ein Haus zu kaufen. Deutsche Sprache, Sitte und Religion blieb[en] dadurch jahrzehntelang von fremden Einflüssen verschont. Mischehen mit Russen waren unmöglich dank dieser Isolierung. Während die evangelischen Gemeinden in den Grossstädten nur durch den steten Zuzug aus dem Auslande ihre Seelenzahl auf gleicher Höhe erhalten, verlieren sie jährlich 20–30 Prozent aller getrauten Paare, da diese Mischehen mit Russen sind. Bekanntlich verliert die russische Kirche nie ein Glied, es sei denn durch den Tod oder durch Auswanderung. Alle Kinder, aus Mischehen mit Russen geboren, gehören von Gesetzes wegen der russischen Kirche an, gleichviel, welcher Teil der Eltern

[155] Soziale Missstände, mangelnde Demokratie und der vom Zaren leichtfertig vom Zaun gebrochene und für die Russen unglücklich verlaufende Krieg gegen Japan (1904–1905) führten an der Jahreswende 1904/1905 zu Streiks in den Städten und zum Marsch der Arbeiter zum Winterpalais in St. Petersburg. In der zweiten Jahreshälfte von 1905 revoltierten auch die Bauern. Die ganze Gesellschaft war in Aufruhr. Der Zar reagierte mit dem Erlass des «Oktobermanifests» vom 17. Oktober 1905, in welchem er staatsbürgerliche Grundrechte etablierte und freie Wahlen zur einzuberufenden Duma, d.h. zum – bisher fehlenden – Parlament garantierte und erklärte, dass kein Gesetz ohne Zustimmung der Duma erlassen werden könne. Doch folgte anschliessend ein Gegenschlag des Regimes gegen die Aufrührer, der insbesondere im südlichen Russland sehr harsch war. Vgl. S. 106.

[156] D.h., die Kolonistendörfer waren entweder geschlossen katholisch oder evangelisch oder mennonitisch.

«rechtgläubig» ist. Dieses Gesetz ist wohl das einzige, welches die russische Regierung aufs genaueste beobachtet wissen will.

In den Kolonien war das kirchliche Leben etwa bis zum Jahr 1818 das denkbar traurigste;[157] es verdient kaum, genannt zu werden. Die Kolonisten hatten keine Schule, keine Kirche, keine Lehrer, keine Pastoren. Jeder tat, was er wollte, lebte, wie er wollte; niemand hinderte ihn. Dieser traurige Zustand war [...] eine Folge des Elendes und der Not, in der die Leute lebten. Wie schon bemerkt, kamen alle Kolonistenzüge nach Odessa. Trafen sie im Herbste ein, so wurden sie hier den Winter über in Kasernen und Baracken untergebracht, um dann im Frühjahr an ihren Ansiedlungsort abzugehen. Waren sie an ihrem Bestimmungsort angekommen, wies man ihnen den Ort an, wo und wie das Dorf gebaut werden musste. Da standen nun die armen Leute mitten in der öden, kahlen Steppe, über sich den Himmel, um sich das mächtig hohe Steppengras. Wälder gab es keine, Steine fehlten auch. Da mussten sie denn [...] «Löcher» als Wohnungen graben, mit Steppengras überdecken und mit Lehm zuschmieren.[158] Dann galt es, Wasser zu suchen. Ställe für das wenige Vieh fehlten, sodass im Winter, der sehr kalt und hart war, die Wölfe kamen, Kühe und Schweine fortschleppten, ohne [dass sie] im Geringsten daran gehindert werden [konnten]. Die Entbehrungen der armen Leute waren schrecklich.

Da ist es wohl verständlich, [dass] niemand an den Bau einer Kirche oder Schule dachte. In jedem Kolonistenbezirk hatte zwar die Regierung ein oder zwei Dörfer als Pfarrdörfer bezeichnet, in denselben 4 Hofplätze, zwei für die Kirche und zwei für das Pfarrhaus in der Mitte des werdenden Dorfes bestimmt, ausserdem noch 120 Desjatinen Land eigens dazu gegeben zum Unterhalt des Pastors; allein in jenen Jahren kümmerte sich niemand um das Pfarrland. Jeder Kolonist hatte nur einen Wunsch: sich bald ein Obdach zu bauen, das den Namen eines Häuschens verdiente. Die ersten Jahre waren nur Jahre des Jammers und des Elendes. Und mancher, der geglaubt hatte, hier ein Paradies zu finden, sank früh, von bitterem Heimweh und Reue gequält, ins Grab.

Die Kinder blieben ungetauft; getraut, konfirmiert wurde keiner; die Toten begrub man ohne kirchliche Feier; wer sollte an die Führung von Registern denken? Es hätte ihnen dazu Tinte und Papier gemangelt. Aus den ersten Jahren fehlen denn auch alle kirchlichen Notizen.[159] Die Not war so gross,

[157] Hösli bezieht sich hier auf die Kolonien in Südrussland.
[158] Dasselbe wird von den ersten deutschen Siedlern an der Wolga berichtet.
[159] Hösli erfuhr durch mündliche Überlieferung von den Anfangsjahren in den Kolonien. Seine Schilderung mag deshalb etwas übersteigert sein.

dass mancherorts die Kolonisten mit dem Gedanken umgingen, das Land wieder zu verlassen, und nur mit [Hilfe der] Kosaken[160] und der russischen Kirche konnten sie zurückgehalten werden. Doch die Jahre gingen vorüber; die Kolonisten gewöhnten sich allmählich an diese neuen Verhältnisse und suchten sich darnach einzurichten. Hatte jede Familie einmal ihr Häuschen und geschützte Ställe für das Vieh, so war doch ein Schritt vorwärts getan.

Alle Kolonistendörfer[161] sind nach ein[- und demselben] Muster gebaut, eine gerade breite Strasse und zu beiden Seiten die Häuser in gleicher Entfernung voneinander. Wie die Dörfer, so waren auch die Häuschen gleich gebaut. Alle einstöckig, mit Front auf die Hofseite, eingeteilt in Vorder- und Hinterstube, getrennt durch einen Mittelraum, der als Küche diente und in welchen man direkt vom Hofe hereintrat. Infolge Holzmangels hatte man nur Lehmböden. An die hintere Giebelseite des Hauses wurden Ställe angebaut. Der Kolonist fing an, ein menschenwürdiges Leben zu führen und an Kirche und Schule zu denken. Nicht nur die leeren Hofplätze für die Kirche und [das] Pfarrhaus, sondern auch die zunehmende Verwilderung bei Alt und Jung ermahnten sie unaufhörlich, auch in dieser Beziehung andere Zustände zu schaffen.

Doch wohin sich wenden, um Lehrer und Pfarrer zu erhalten? Mit der Schule behalf man sich so, dass man einen Kolonisten, der etwas lesen und schreiben und rechnen konnte, als Lehrer anstellte, wobei der Mindestbietende für dieses Amt den Vorzug erhielt. Jahrelang wurde das Schullehreramt einfach versteigert. Jedes Kind lernte, wie es wollte, kam zur Schule, wann es wollte. Ein einheitliches Schulbuch gab es nicht, und wenn man eines gewollt hätte, es wäre nicht zu finden gewesen. Die ABC-Bücher waren so verschieden wie die Dialekte der Kolonisten, die nur nach Konfessionen, aber nicht nach ihrer Landesabstammung getrennt, angesiedelt wurden. Wer fand, dass er das ABC-Buch lange genug gelernt, brachte das [Neue] Testament oder die Bibel [mit], die vielerorts bis 1900 als einziges Lesebuch in der Schule diente. So mangelhaft die Schule auch war, ein Anfang war doch gemacht, und die Kinder lernten wenigstens doch etwas.

Woher aber die Pastoren nehmen? Die alten Kolonisten standen mit dem Ausland in keinerlei Verbindung. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich an das Fürsorgekomitee zu wenden, und dieses setzte dann durch Ver-

[160] Im zaristischen Russland des 19. Jahrhunderts wurden die Kosaken oft zur Niederschlagung innerer Unruhen eingesetzt. Noch bis in das 20. Jahrhundert hinein bildeten sie eine gesonderte Bevölkerungsgruppe.

[161] Hans Christian Heinz schreibt über die deutschen Kolonistendörfer in der westlichen Ukraine im späten 18. Jahrhundert folgendermassen: «Die dominierende Siedlungsform war die Reihensiedlung in linienhafter Form, meist schnurgerade angelegt.

mittlung des Konsistoriums in Petersburg[162] die Pastoren ein. Heute noch muss man mit Achtung jener ersten Pfarrer gedenken, die es nicht scheuten, nach Russland zu gehen und eine Arbeit auf sich nahmen, deren Schwere wir uns kaum recht vorstellen können. Da fand mancher, als er kam, noch kein Bethaus, kein Pfarrhaus [vor]. In einem Kolonistenhäuschen musste er wohnen, bis er seine eigene Pfarrwohnung hatte. Die Gemeinden mussten kirchlich und politisch von ihm erzogen werden.[163] Ohne Hader, Zank und Streit ging es nicht ab, bis sich aus all den verschiedenen Bräuchen, die die alten Kolonisten beibe[halten hatten], eine kirchliche Sitte und ein kirchlicher Brauch gebildet hatte, der allgemein befolgt wurde. So feierten die Kolonisten noch die alte deutsche Kirchweih, selbst zu der Zeit, da sie noch keine eigenen Bethäuser hatten, und als sie ihre eigenen Bethäuser besassen, wurde doch am alten Brauch und an der alten deutschen Zeit festgehalten. Dabei ging es sehr zügellos zu. Der Pastor musste von der Kanzel der Gemeinde im Namen des Fürsorgekomitees eröffnen, dass an der Kirchweih zwar Essen und Trinken erlaubt seien, aber nicht Fressen und Saufen.

Die alten Kolonisten bezeugen einstimmig, dass mit der Anwesenheit von Pastoren in den Dörfern sofort ein Umschwung eintrat. Von Zürich in der Krim[164] schrieb ein Kolonist: «Eine neue Epoche des Aufblühens begann mit dem Jahr 1822, als der erste Pfarrer, Heinrich Dietrich aus der Schweiz, hierselbst ankam. Alles nahm einen Umschwung. Ordnung, Tätigkeit, Wohlstand traten überall hervor; ohne ihn wäre Zürichtal nie das geworden, was es jetzt ist, die angesehenste Kolonie der Krim.» Was von Zürichtal gilt, kann wohl von andern Dörfern, wo die Pastoren ihren Sitz hatten, auch gesagt werden.

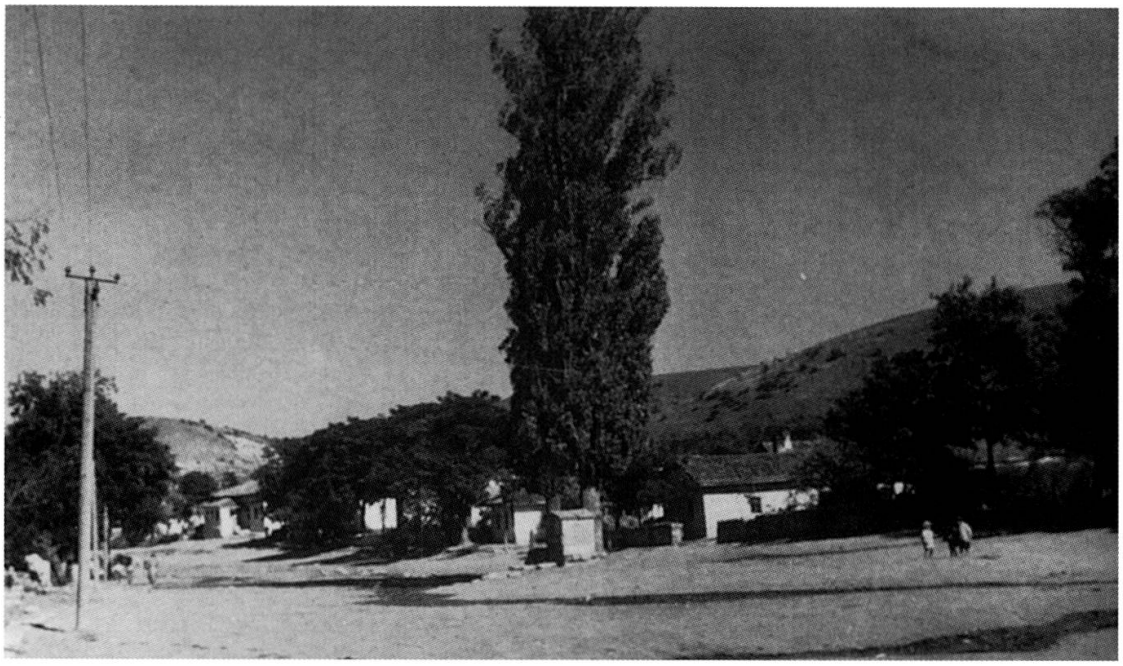
Die ersten Kolonisten konnten an den Bau von Kirchen nicht denken, dazu waren sie zu arm; dafür [hingegen] bauten sie Bethäuser. Bethaus heisst

Die Reihendörfer waren in der Regel zweizeilig, also auf beiden Strassenseiten bebaut. [...] im Gebäude waren Wohnstube, Schlafkammer, Küche, Diele und ein gemauerter Rauchfang vorgesehen. Dies war nach heutigen Gesichtspunkten keine sehr grosse Wohnfläche, doch ungewohnter Standard im ländlichen Raum der damaligen Zeit und gerade im Vergleich zu den slawischen Bauernhäusern – diese verfügten über nur einen Raum und waren meist schornsteinlos.» (Hans Christian Heinz in: Thomas Gerlach und Gert Schmidt: Die Ukraine entdecken, S. 129/130.

162 Da St. Petersburg seit Peter dem Grossen das politische Zentrum des russischen Reiches war, befand sich hier seit 1832 auch das Konsistorium, das oberste Verwaltungsorgan der evangelischen Kirche Russlands. In St. Peterburg und Umgebung lebten noch bis zum 2. Weltkrieg 1 Million evangelische Christen, meist Lutheraner. Vgl. dazu Marianne Jehle-Wildberger: Adolf Keller (1872–1963). Pionier der ökumenischen Bewegung, S. 239 f.

163 Das bedeutete, dass die Pastoren die Gemeinden zu Loyalität gegenüber dem russischen Staat anhalten mussten und, wie aus dem Folgenden hervorgeht, auch zur Sittlichkeit.

164 D.h. eigentlich Zürichtal, eine ursprünglich von Zürchern besiedelte Kolonie auf der Halbinsel Krim. Zu diesem Dorf siehe S. 91 f.



Zürichtal auf der Krim im Jahr 1942, fotografiert
von einem durchreisenden deutschen Volkskundler.

jedes Versammlungslokal, mag es nun grösser oder kleiner sein, das der Gemeinde zu gottesdienstlichen Zwecken dient. Die ersten Bethäuser wurden in derselben Weise wie die Kolonistenhäuser gebaut, nur viel länger. Der Saal diente der Kirche und der Schule. Einen Turm hatte das Bethaus nicht. Als man sich Glocken anschaffte, da wurde der erste Glockenturm freistehend neben dem Bethaus etwa 15–20 Fuss hoch gebaut. Wo Steine fehlten – manche Steppen geben keine – errichtete man ein überdachtes Gerüst aus Holz für die Glocken. Unter [resp. in] den alten Gemeinden befanden sich auch Maurer; diese waren – mit den Pastoren – Baumeister, Architekten und Arbeiter. Wer nicht mauern konnte, musste Material herschaffen, Steine graben, Kalk brennen, Sand holen. Diese alten Bethäuser kosteten die Gemeinden sehr wenig. Die einzige Ausgabe war für Holz zum Dachstuhl, [für die] Türen und Fenster und Schilf zur Abdeckung. Arbeiteten die Maurer umsonst, so [dann] auch die Schreiner; eine Ausnahme machten die Dörfer, welche als Pfarrdörfer[165] galten und die einen Vorschuss von 5000 Rubel zum Bau einer Kirche empfangen hatten.

Bei einer weiten Entfernung der Dörfer voneinander und den oft bodenlosen Wegen, besonders zur Zeit der Schneeschmelze und bei Regenwetter,

[165] Im Pfarrdorf stand die Kirche. Es war das Zentrum des Kirchspiels, zu dem meistens mehrere Dörfer gehörten.

war es nicht möglich, dass alle zu einem Kirchspiel Eingepfarrten[166] ins Pfarrdorf zum Gottesdienst kommen konnten. So musste einfach in jedem Dorf – Filialdorf – ebenfalls ein Bethaus gebaut werden und die Pfarrer jeden Sonntag abwechslungsweise in denselben predigen. Dieser Brauch ist geblieben. Mancher Pfarrer hält monatlich nur einmal in demselben Dorfe Gottesdienst. Damit aber doch jedes Dorf seinen sonntäglichen Gottesdienst hat, wurden die sogenannten Lesegottesdienste eingeführt. Der Küsterlehrer[167] las dann eine Predigt, auch musste er, in Abwesenheit des Pastors, Taufen und Beerdigungen vornehmen.
Die Pastoren fingen mit ihrem Amte an, Kirchenbücher zu führen. Die ganz alten Kirchenbücher sind wertvolle Urkunden, da in denselben eingetragen [ist], wann und wo, mit wie viel Seelen, jede Familie in die Gemeinde gekommen [ist]. In den Filialgemeinden führen die Küster die Kirchenbücher. Die gemeinsamen Gottesdienste verlangten auch ein einheitliches Kirchengesangbuch. Da die Mehrzahl der Kolonisten aus Schwaben war, so wurde das Württemberger Gesangbuch in allen Gemeinden eingeführt. Der Gebrauch der Agende (sogenannte Liturgie für die Kasualien[168]) dagegen war verschieden; jeder Pastor wählte nach freiem Ermessen, was ihm beliebte. Eine besondere lutherische und reformierte Kirche gab es noch nicht, die Gemeinden hatten unierten Charakter. In der Schule wurden beide Katechismen gelernt, der kleine lutherische und der Heidelberger von den Reformierten. Der Unterschied zwischen reformiert und lutherisch trat in den gewöhnlichen Gottesdiensten nicht hervor, nur beim Abendmahl zeigte er sich. Die Reformierten gingen zuerst zum Abendmahl, nachher die Lutheraner. Die Reformierten erhielten Brot und den Kelch in die Hand, während die Lutheraner Oblaten bekamen. Dieser Brauch besteht jetzt [1908] noch in einigen lutherischen Gemeinden, [während] einige reformierte Familien [das] alte Erbstück ihrer Väter bewahrten. Die Pflanze war beim Versetzen nicht eingegangen; wenn sie auch Jahre brauchte, um sich an die neuen Lebensverhältnisse anzugewöhnen, so erwies sie sich doch als lebenskräftig.

II

Eine grosse Änderung im kirchlichen Leben brachte das Jahr 1832. In diesem Jahre wurden alle südrussischen evangelischen Gemeinden dem evangelisch-lutherischen Kirchengesetz unterstellt, damit enge mit der lutherischen Kirche des Reiches verbunden.[169] Die Gemeinden des Südens teilte

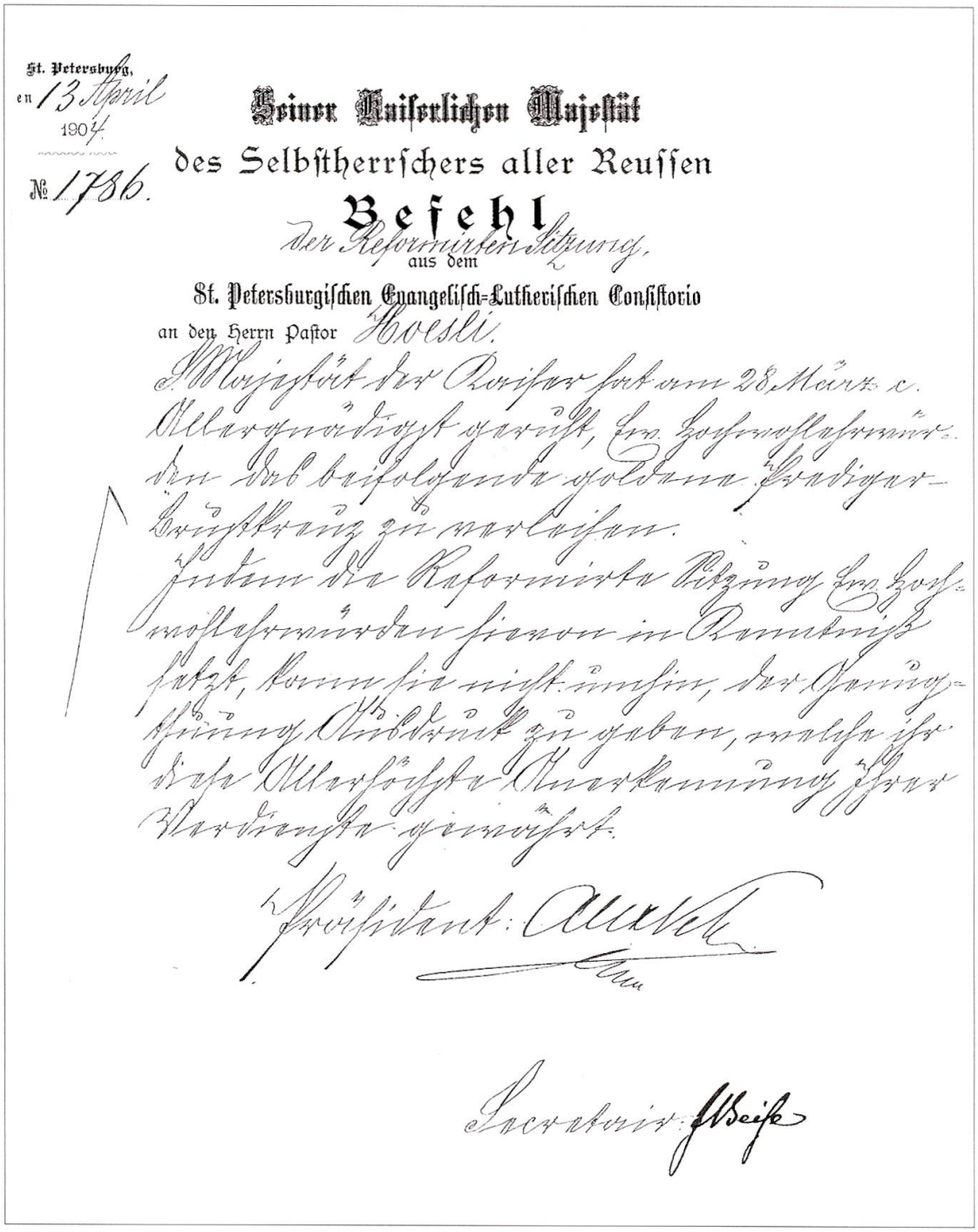
[166] = Mitglieder des Kirchspiels.
[167] Der Lehrer war gleichzeitig Küster = Mesner.
[168] D.h. kirchliche Amtshandlungen aus besonderem Anlass wie Taufen, Trauungen und Beerdigungen.
[169] Hösli deutet 1832 völlig richtig als einen Meilenstein. Die evangelische Kirche wurde zur Staatskirche. Zum Kirchengesetz von 1832 siehe auch S. 100.

das Ministerium dem lutherischen Konsistorium in St. Petersburg zu. Einen Versuch, für die evangelischen Gemeinden [Südrusslands] ein besonderes Konsistorium mit Sitz in Odessa zu errichten, liess die Regierung bald fallen, dagegen fand eine Einteilung der Gemeinden in zwei Probstbezirke statt. Nach diesem Gesetze, das überall eingeführt und den Pastoren strenge zur Nachachtung empfohlen wurde, erhielten alle Gemeinden feste, bestimmte Ordnungen. Alles Kirchliche wurde geregelt: Rechte und Pflichten der Gemeinden, der Pastoren, der Pröbste und des Konsistoriums.

Die Gemeinden haben das Wahl- und Berufungsrecht der Pastoren, die dann vom Konsistorium dem Ministerium zur Bestätigung empfohlen werden. Die Gemeinde muss bei der Berufung eines Pastors eine Kreationsurkunde ausstellen, in welcher genau anzugeben ist, was der Pastor von der Gemeinde empfängt. In jedem Dorfe, wo ein Bethaus ist, wird ein Kirchenrat gewählt, bestehend aus 6 Mitgliedern, und zwar 2 Kirchenvätern und 4 Kirchenräten. Alle vom Kirchenrate, der vom Pastor präsidiert wird, gefassten Beschlüsse, soweit sie die Verwaltung der Gemeinde betreffen, werden von den Kirchenvätern ausgeführt; zugleich führen sie die Kirchenkassen der Gemeinden. Der Kirchenrat wird von der Gemeinde auf 3 Jahre gewählt. Der Pastor beruft die Kirchgemeinde [ein] und präsidiert sie auch. Bei der Wahl hat er strenge darauf zu achten, dass nur kirchlich gesinnte Männer gewählt werden. Dieselben werden am Sonntag nach der Wahl vor öffentlicher Gemeinde in ihr Amt eingesetzt und nach einer Ansprache des Pastors und den Fragen, ob sie willig seien, dies Amt nach bestem Wissen und Gewissen zu führen, bestätigen sie dieselben mit Handschlag und Ja. Während die Kirchenräte nur zu den Beratungen zugezogen werden, müssen die Kirchenväter jeden Sonntag vor dem Gottesdienste zum Pastor kommen, um mit ihm zu besprechen und vorläufig zu beraten, was gerade zu vollziehen ist. Alljährlich erstattet der Kirchenrat der Gemeinde Bericht über Einnahmen und Ausgaben in der Gemeinde; ebenso [setzt] er alljährlich die Höhe der Kirchensteuer fest. Da die Schule ganz von der Kirche unterhalten wird, so ist die Schulsteuer immer mit inbegriffen. Die Kirchenräte sämtlicher zu einem Kirchspiel gehörenden Gemeinden bilden zusammen den Kirchspielskirchenrat; dieser berät über Angelegenheiten, welche die gesamte Kirchgemeinde betreffen und [die] Ein- und Ausgaben des Kirchspiels.

Durch das Kirchengesetz bekam nun der Pastor in den Kirchenräten Männer zur Seite, mit denen es ihm möglich war, in den Gemeinden für gute Zucht und Ordnung zu sorgen.[170] Der Kirchenrat wiederum war eine staat-

[170] Das gehörte bis in die Zeit Höslis hinein zu den vom Staat übertragenen Aufgaben des Pfarrers. Offenbar hatte Hösli damit keine Mühe.



St. Petersburg,
en 13 April
1904.

№ 1786.

Seiner Kaiserlichen Majestät
des Selbstherrschers aller Reussen

Befehl
der Reformirten Sitzung,
aus dem
St. Petersburgischen Evangelisch-Lutherischen Consistorio
an den Herrn Pastor Hoelsli.

Ihre Majestät der Kaiser hat am 28. März c. Allergnädigst geruht, Ew. Hochwohlehrwürden das beifolgende goldene Predigerkreuz zu verleihen.

Indem die Reformirte Sitzung Ew. Hochwohlehrwürden hiervon in Kenntniß setzt, kann sie nicht umhin, der Genugthuung Ausdruck zu geben, welche ihr diese Allerhöchste Anerkennung Ihrer Verdienste gewährt.

Präsident: Alexeff

Secretair: Weiss

Urkunde zur Verleihung des Predigerbrustkreuzes durch den Zaren, 13. April 1904.

Kaspar Höslis goldenes Predigerbrustkreuz.

lich anerkannte Behörde geworden und hatte seinerseits die Möglichkeit, seine Beschlüsse durchzuführen. Dies zeigte sich sehr bald, indem in den meisten Gemeinden Kirchenordnungen eingeführt wurden.

Nach dem Gesetze muss jedes Brautpaar an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen in der Kirche rite (ordnungsgemäss) proklamiert werden. Als neue Bestimmung von Seite der Gemeinden kam hinzu, dass ein ehrliches[171] Brautpaar als ehelich ledig, ein unehrliches als nicht mehr ledig aufgeboten werden soll. Ausserdem dürfen unehrliche Brautpaare nicht am Tage in der Kirche getraut werden, sondern werden mittwochabends im Pfarrhaus in Gegenwart von nur zwei Zeugen getraut. Die Braut darf keinen Kranz tragen, muss im Gegenteil mit dem Kopftuch auf dem Kopf vor dem Pastor stehen. Alle Brautpaare sollen vor der Trauung den Glauben,[172] die 10 Gebote, [das] Unservater und etliche Katechismusfragen hersagen.[173]
Nach dem Kirchengesetz müssen sich alle diejenigen, welche zum Abendmahl gehen wollen, persönlich tags zuvor beim Pastor anmelden und sich in

[171] D.h. vermutlich: ein Paar, bei dem die Frau nicht schwanger war.
[172] Das Glaubensbekenntnis.
[173] Vgl. dazu Höslis Ausführungen über den Lernstoff für die Konfirmation, unten S. 67 f.

das Kommunikantenbuch eintragen lassen. Diese Bestimmung forderte das Gesetz, damit der Pastor genau wissen konnte, dass keine Orthodoxen zum Abendmahle kamen. In den dreissiger Jahren wäre diese Bestimmung in den Gemeinden des Südens nicht nötig gewesen, wohl aber später.[174] Wer zehn Jahre nicht beim Abendmahl gewesen [ist], wird nicht kirchlich beerdigt. Bei jeder Abendmahlsanmeldung müssen die Kirchenväter zugegen sein, den Pastor auf solche, die nicht ordentlich leben, aufmerksam machen, damit sie ermahnt werden können. Wer gar der Gemeinde schweres Ärgernis gibt, wird durch den Kirchenrat auf unbestimmte Zeit von der Abendmahlsgemeinschaft ausgeschlossen [...], der ganzen Gemeinde öffentlich von der Kanzel aus der Beschluss bekannt gegeben. Ja, sogar eine Bussbank[175] war in der Kirche, und für gewisse Vergehen wurden die Schuldigen verurteilt, an einer Anzahl von Sonntagen während des öffentlichen Gottesdienstes auf dieser Bank zu sitzen, das Gesicht der Gemeinde zugekehrt. Man mag über diese Kirchenstrafen urteilen, wie man will, zu jener Zeit waren sie sicher heilsam und verfehlten selten die beabsichtigte Wirkung, sondern [sie] beweisen, dass die Kirche bei den Gemeinden in Achtung stand.

Während das Kirchengesetz die Gemeinden organisierte, so wurde durch dasselbe anderseits ein Streit entfacht, der 1861 zur Trennung in lutherische und reformierte Kirche führte und jahrzehnte[lang] beide Konfessionen in etlichen Bezirken mit bitterem Hass erfüllte.[176] Diejenigen Pastoren, welche von der Universität Dorpat[177] kamen und dort im strengen konfessionellen Luthertum erzogen worden [waren], glaubten, nun auch im Süden, gestützt auf das Kirchengesetz, das Recht zu haben, in den Gemeinden die baltischen, konfessionell lutherischen Kultusbräuche einzuführen, wie Kruzifixe auf den Altar zu stellen, Kerzen während des Gottesdienstes [anzuzünden] und die [Worte der] Liturgie zu singen. Dagegen sträubten sich die Gemeinden und besonders da, wo Lutheraner und Reformierte ungefähr von gleicher Stärke waren. Die Reformierten wachten auf und fanden, dass das Kirchengesetz sie eigentlich gar nichts angehe, das doch evangelisch-lutherisch heisse. Um ihre Rechte zu wahren, verlangten sie darum, da auch ihnen freie Religionsausübung gestattet [sei], dass fortan auch reformierte Gottesdienste abwechslungsweise [mit lutherischen] gehalten werden [müssten], was ihnen das Konsistorium auf Grund des kaiserlichen Manifests auch bewilligte. Der

[174] Das ist ein Hinweis darauf, dass es in der Frühzeit der deutschen Kolonisation in den Dörfern noch keine Russen gab. Das änderte sich spätestens zum Zeitpunkt, da die Bauern mehr Land erwarben und gewisse Kolonisten zu Grossgrundbesitzern wurden. Sie beschäftigen einheimische russische Bauern.

[175] Zu Höslis Zeit gab es keine Bussbänke mehr.

[176] Zum innerprotestantischen Streit siehe auch S. 101 ff.

[177] Dorpat (heute Tartu) liegt im mehrheitlich lutherischen Estland, das bis zum Ersten Weltkrieg russische Provinz war.

Unterschied war allerdings kein grosser; er bestand einzig und allein darin, dass das Lied «Allein Gott in der Höh' sei Ehr», das die Lutheraner anfangs bei jedem Gottesdienste sangen, wegfiel! Eine kleine Kluft war aber doch da, und durch Unduldsamkeit lutherischer Pröbste erweiterte sie sich mit den Jahren immer mehr und mehr. Konsistorium und Ministerium fanden in den Sechzigerjahren, dass nur eine Trennung Frieden bringen könne, und [sie vollzogen sie]. Chabag galt von Anfang an als reformiertes Kirchspiel, zudem war es französischer Zunge. Die Gemeinden Odessa, Rohrbach und Neudorf wurden in lutherische und reformierte Kirchspiele getrennt.

Die grösste Beeinflussung der kirchlichen Lebens, sowohl in der lutherischen wie in der reformierten Kirche, ging vom Stundismus[178] aus. Der Stundismus hat seine Heimat in Württemberg, und durch Württemberger wurde er auch in Russland ins Leben gerufen. Mit Genehmigung des Konsistoriums wurden die Privat-Andachtsversammlungen, wie sie offiziell heissen, gestattet. Gesang, Gebet und Lesen einer Predigt; das Halten freier Vorträge [wurden] streng untersagt; ebenso durften sie nie mit den öffentlichen Gottesdiensten zusammenfallen. Bis 1847 erfreuten sie sich eines besonders grossen Besuchs. Doch die Brüder und Schwestern, wie sich die Teilnehmer dieser Versammlungen nannten, waren leuchtende Vorbilder christlicher Sitte, Ehrlichkeit und Treue, sie waren für die Gemeinden ein rechtes Salz. Der Kirche und Schule waren sie von Herzen zugetan; in den öffentlichen Gottesdiensten fehlten sie nie, hielten überall auf gute Zucht und Ordnung; die Schenken besuchten sie nicht, ihre Kinderzucht war eine musterhafte, mit ihrem Leben bezeugten sie, dass es ihnen heiliger Ernst war mit dem christlichen Leben. Die Bibel wurde fleissig gelesen, die Kinder zu strengem Schulbesuch angehalten; vor und nach Tisch [wurde] gebetet, der Tag mit einer Andacht begonnen und beschlossen. Propaganda, Bekehrungsversuche machten sie keine. Wer zu ihnen kam, den nahmen sie gerne auf; wem ihr Leben zu beengend war, konnte seine eigenen Wege gehen. Die Arbeit der Pastoren fand bei ihnen die beste Unterstützung, sodass die Brüder, ihrer Ehrlichkeit und Treue wegen, bald mit allen Ämtern in Kirche und Gemeinde betraut wurden. Durch ihren Fleiss [und] ihre Sparsamkeit wuchs ihr Wohlstand.[179]

[178] «Stundismus», resp. das «Stündeliwesen»: «Stunden», d.h. religiöse Versammlungen in Privathäusern. Dazu Walter Grassmann (S. 15f.): «Diese Menschen hatten einen pietistischen Hintergrund [...]. Die Teilnehmer wählten Älteste, die der <Brüdergemeinschaft> vorstanden. [...] in die <Brüderversammlung> wurden Menschen aufgenommen, die in Christus wiedergeboren sind. Die geistliche Wiedergeburt [...] wird auch mit den Begriffen der <Erweckung> und <Bekehrung> umschrieben. Zu einem neuen Leben wird der Erweckte geboren, wenn er von Jesus persönlich angesprochen [...] wird» und Busse tut. Die «Stunde» diente gemeinsamer Bibellektüre.

[179] Hösli ist positiv eingestellt zu diesem relativ nüchternen Pietismus alter Schule. Dass er sich in seiner Gemeinde in diesem Sinne hatte entwickeln können, ist u.a. seinem Vorgänger Johannes Bonekemper (Pfarrer in Rohrbach bis 1848) zu verdanken. Zu Johannes Bonekemper siehe S. 98.

Im Jahre 1847 entstand in vielen Gemeinden des Südens eine eigentümliche religiöse Bewegung, die in meiner früheren Gemeinde Rohrbach ihren Anfang nahm. Während des Osterfest-Gottesdienstes fingen plötzlich viele der Zuhörer an zu schreien, andere zu weinen; wieder andere stampften mit den Füssen oder klatschten in die Hände oder rauften sich die Haare aus dem Kopfe mit dem Geschrei: «Fort, Teufel, ich habe dir nun lange genug gedient»; wieder andere wurden wie verzückt, breiteten die Hände aus und sagten: «Komm, Heiland, näher, noch näher.» Bis in den Herbst hinein dauerte diese Bewegung, dann liess sie nach. Tausende von Kolonisten beiderlei Geschlechts wurden von ihr ergriffen; sogar unter der Schuljugend zeigte sie sich. Sie wurde verschieden beurteilt. Die einen nannten sie ungesunde Schwärmerei, andere wieder [hielten sie] für ein Werk des Heiligen Geistes. In einem Bericht des Fürsorgekomitee-Generals Jahn, der solch einer Szene beiwohnte, wird mit Unwillen von diesem Treiben geredet; auch das Konsistorium gab den Pastoren strengen Befehl, alles zu tun, um diese schwärmerischen Auftritte zu dämpfen. Es muss zugegeben werden, dass viel fremdes Feuer verbrannt wurde,[180] denn gerade diejenigen, welche am wildesten tobten, waren die ersten, welche wieder in ein zügelloses Leben zurückfielen.
Der Wahrheit gemäss ist zu bekennen, dass doch die Mehrzahl der Bekehrten, wie sich nun der Ausdruck bildete, ein streng religiöses Leben führte. Das zeigte sich bald im kirchlichen Leben. Das Interesse für die Kirche wurde so wach, dass man keine Opfer scheute, wo es galt, etwas für die Kirche zu tun. Die alten Bethäuser wurden entweder durch Kirchen oder neue [Bethäuser], nach Plänen von Architekten, ersetzt. Der Sinn für die Mission erwachte. Der Kirchenbesuch war vorzüglich. Hader, Streit und Zank schlichteten die Brüder ohne Gericht. Der allgemeine Wohlstand nahm immer mehr zu. Die alten Kolonistenhäuser wurden abgerissen und an deren Stelle neue schöne Häuser gebaut. Ebenso die Ökonomiegebäude. Trotz des zunehmenden Wohlstandes blieb der Kolonist doch in Sitte und Tracht[181] einfach. Er wurde ein sehr geachteter Mann. Die Obrigkeit[182] hatte mit ihm wenig Mühe; alle ihre Anordnungen befolgte er gerne.

Auch der Schule schenkten die Gemeinden grösseres Interesse. Das Lehramt kam nicht mehr auf die Versteigerung. Hatten die Kolonisten auch keine besonderen Schulen, in welchen Lehrer ausgebildet wurden, so gab es doch in den meisten Gemeinden durch die Praxis gewordene Lehrer,[183] die ihrerseits junge Leute als Lehrer erzogen. Biblische Geschichte, Katechismus und Kirchengesang fanden die grösste Berücksichtigung. Freilich, mancher Lehrer

[180] D.h., es habe sich um ein Strohfeuer gehandelt.
[181] Kleidung.
[182] D.h., die staatlichen Behörden.
[183] Die Lehrer waren Autodidakten.

musste, wenn er 200 Kinder zu unterrichten hatte, oft mit dem Stocke nachhelfen, was ihm niemand übel nahm. Die Eltern ihrerseits unterstützten seine Arbeit, indem sie abends den Kindern halfen. Junge Lehrer vervollkommneten ihre Kenntnisse, so gut sie konnten, und die Pastoren ihrerseits, die die Aufsicht über die Schule führten, halfen nach, soviel sie konnten. Ein Freund von Pfarrer Lindl[184] schenkte [dessen] Gemeinde zur Gründung einer solchen Schule sein ganzes Vermögen. Für Bessarabien ist diese Schule, welche nach dem Stifter «Werner-Schule» heisst, ein grosser Segen geworden. Alle Lehrer der [dortigen] deutschen Kolonie haben ihre Bildung in dieser Schule empfangen.

Russisch wurde noch nicht gelernt, da die Amtssprache in den Kanzleien [...] deutsch war, und wenn der Kolonist im Herbst in die Stadt fuhr, um sein Getreide zu verkaufen, so sprachen die Makler deutsch mit ihm. Die Gasthäuser, oder Einkehrhäuser, wie er es nennt, in denen er einkehrte, hielten wieder Deutsche; denn es gab deutsche Kaufhäuser, wo er alles, [wessen] er bedurfte, haben konnte. Von 1850 bis 1870 war die Blütezeit der deutschen Ansiedler. Die Dörfer vergrösserten sich von Jahr zu Jahr, und, obwohl es manches Jahr eine spärliche Ernte gab, Heuschreckenschwärme und Käferplagen viel Schaden [anrichteten]: Mit erneutem Fleisse arbeitete der Kolonist weiter und nicht umsonst. Was er in die Hand nahm, musste gelingen.

Manch russischer Edelmann kam schon in den Fünfzigerjahren in die deutschen Dörfer und suchte sich einen Verwalter; denn der Ruf der deutschen Ehrlichkeit war beim Russen jener Zeit sprichwörtlich geworden. Ein Deutscher, ein Wort! Was er geworden, das war er geworden durch seine Bibel und [den] Katechismus. Sie waren seine Bücher.

III

Durch das berühmte Manifest Kaiser Alexanders II. vom Mai 1861 wurde in Russland die Leibeigenschaft aufgehoben und sämtliche Bauern frei. Eine direkte Beziehung auf den deutschen Kolonisten hatte das Manifest nicht, da durch dasselbe seine Rechte weder erweitert noch geschmälert wurden; indirekt lernte er bald den Wert dieser kaiserlichen Verfügung kennen. Der leibeigene Bauer musste [für] seinen Herrn drei Tage in der Woche arbeiten, auch an den übrigen Tagen konnte ihn sein Herr [aufbieten], wann es ihm beliebte. Ungehorsam wurde mit der Knute[185] bestraft. Für den Leibeigenen gab es kein

[184] Zu Lindl, Pfarrer in Bessarabien, siehe S. 83. In Bessarabien gab es also ein deutsches Lehrerseminar.
[185] Knute = germanisch-russisches Wort; Lederpeitsche.

Gericht: sein Herr war sein Recht. Kostenlos konnte der Edelmann seine Ernten einheimsen. Er selbst kümmerte sich auch nicht besonders um die Landwirtschaft. Seine Aufseher besorgten alles. Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft änderte sich die wirtschaftliche Lage. Der Bauer wurde sein [eigener] Herr.[186] Wollte der Edelmann sein Feld bebauen, so musste er den früheren Leibeigenen als Arbeiter mieten und ihn bezahlen. Selbst die Leitung und Verwaltung der Güter zu übernehmen, dazu waren nur wenige Edelleute fähig, andere wiederum waren zu faul. So blieb nur ein Weg offen, wenn sie von ihren Gütern einen Gewinn haben wollten: dieselben zu verpachten. Ihre ehemaligen Bauern hatten kein Geld, um Pachten zu übernehmen, und noch viel weniger Kredit.

Wieder war es der deutsche Kolonist, der die Pachten übernahm. Wenn er auch kein Geld hatte, das machte nichts. Der Edelmann traute ihm. So zogen [einzelne] Bauern oder mehrere zusammen aus der Kolonie hinaus auf die Steppen, pachteten da und dort grosse Güter und betrieben Landwirtschaft im Grossen. Die Pachten waren noch nicht teuer. Während heute 4–6 Rubel für eine Desjatine bezahlt werden, bekam man sie damals für 50–80 Kopeken. Das Land war günstig für die Schafzucht. Doch woher Geld nehmen, um Schafe zu kaufen? Da zeigte sich der Wert der deutschen Ehrlichkeit. In Odessa bekamen diese Pächter Geld, soviel sie wollten. Weil der Deutsche bei der Arbeit der erste und der letzte war, Knechte und Mägde,[187] die er anstellen musste, gut beaufsichtigte, so glückte es ihm.[188] Erst nahmen sie nur die Güter in der Nähe ihrer [eigenen] Güter in Pacht, dann ging es schon weiter. Von Jahr zu Jahr wurden sie reicher; aus den Pächtern wurden Gutsbesitzer. Gut auf Gut ging durch Kauf in deutsche Hände über. 20 bis 30 Kolonisten eines oder mehrerer Dörfer standen zusammen und kauften zusammen ein grosses Gut, bauten eine neue Kolonie; sofort aber auch Bethaus und Schule. In den Jahren 1860 bis 1880 entstanden eine Menge neuer deutscher Kolonien, [deren Gründer] alle auf eigenem Land wohnten. In den Neunzigerjahren wurden sogar in Orenburg, in Sibirien, im Kaukasus und [im] Terekgebiet am Kaspischen Meer von Kolonisten aus dem Süden neue Dörfer gegründet. Aber auch Kolonisten, die in den alten Mutterdörfern wohnten, vergrösserten ihren Besitz. Sie kauften die Güter an, welche an ihre Ländereien angrenzten, dann kauften sie wieder das Dorfland derer, die auf die Steppe zogen, sodass auch der Dorfkolonist sein Eigentum bedeutend vergrösserte.

[186] Das galt nur bedingt. Siehe dazu S. 83.
[187] Knechte und Mägde waren selbstverständlich Russen, resp. Ukrainer.
[188] Die Äusserungen Höslis über die «Ehrlichkeit» der Deutschen, ihre Arbeitsdisziplin und die gute Führung der Angestellten wirken etwas blauäugig. Anderswo gibt er sich ihnen gegenüber recht kritisch, vgl. S. 71 f.

Es war für den Kolonisten ein Glück, dass ihm durch das Ansiedlungsmanifest das Recht des freien Landkaufes verbrieft war. In den Kolonien nahm die Bevölkerung gewaltig zu; wäre keine Türe geöffnet worden, eine allgemeine Verarmung hätte eintreten müssen. Wie sehr die Bevölkerung sich vermehrte, mögen zwei Beispiele zeigen: Ein junges Ehepaar, das kinderlos angesiedelt wurde, hatte 1895 208 Nachkommen, ein anderes 194, nicht mit eingerechnet die, [die] seit 1874 nach Amerika ausgewanderten.[189] Der Kolonist heiratet sehr jung, nicht [zu] heiraten ist unbekannt. In meiner Gemeinde, die an 5000 Seelen zählt, gab es kein einziges sitzengebliebenes Mädchen.[190] Durch die neuen Verhältnisse, die entstanden, wurde auch das kirchliche Leben stark beeinflusst. Der Kolonist war aus seiner Isoliertheit herausgetreten und kam mit den Russen in ständigen Verkehr. Die neuentstandenen Dörfer wollten kirchlich auch bedient sein. War die Entfernung von der Mutterkolonie keine allzu grosse, so blieben sie bei dieser; war dies nicht möglich, so schlossen sie sich dem nächsten Kirchspiel an oder bildeten zusammen ein neues Kirchspiel. Die neu entstandenen Dörfer, welche beim Mutterkirchspiel blieben, werden jedoch vom Pastor nie an Sonntagen kirchlich bedient; die Sonntage blieben der Muttergemeinde, dagegen wurden sie vier Mal im Jahr an Wochentagen besucht, sodass die Arbeit der Pastoren je nach der Zahl dieser Gemeinden sich gewaltig vermehrte.

Alle Kolonisten, welche in Dörfern wohnen, gleichviel in alten oder neu gegründeten Gemeinden, heissen einfach «Kolonisten»; dagegen die Kolonisten, welche allein wohnen und Eigentümer eines ehemaligen Edelgutes sind, werden «Steppler» genannt. Dabei kommt nicht in Betracht, ob ihr Gut 5 oder 100 Kilometer [vom nächsten Dorf] entfernt liegt. Diese Gutsbesitzer lassen sich kirchlich alle vom Pastor ihrer Muttergemeinde bedienen.

Die alten Bräuche des Dorfes wurden auch auf den Gütern weiter gepflegt; überhaupt machte in Tracht, Sitte [und] Lebensweise der reiche Gutsbesitzer keinen Unterschied [zum früheren bescheidenen Leben]. Fuhr die Familie nicht ins Dorf zum Gottesdienst, so wurde zu Hause eine Predigt gelesen, gesungen und gebetet. In den ersten Jahren noch schickten die Gutsbesitzer ihre Kinder in die Dorfschule. Mit der Zeit trat zwischen Gutsbesitzer und Dörfler ein Unterschied in der Lebensweise ein. Der zunehmende Aufschwung des Handels nötigte den Gutsbesitzer, seinen Kindern eine bessere Bildung zu geben. Die Söhne wurden nach Odessa in die deutsche Real-

[189] Zum Zeitpunkt, da die politischen Privilegien der Siedler verloren gingen (1871 u. 1874), zogen viele Kolonisten, vor allem Mennoniten, aber auch Minderbemittelte, nach North Dakota und andere Bundesstaaten des mittleren Westens, wo sie ähnliche Verhältnisse antrafen wie in den südrussischen Steppen. Siehe dazu S. 88 f.

[190] Mädchen, das keinen Mann gefunden hat.

schule[191] gebracht, für die Töchter nahm man Erzieherinnen ins Haus. Im Winter fing man an, sich Besuche zu machen und da und dort, vereinzelt, wurde Karten gespielt. Das junge Geschlecht hatte wenig Freude an dem strengen Leben der Dorfkolonisten; es behagte ihnen, die russischen Edelleute in ihrem Leben und Treiben nachzuahmen.[192] Nicht, dass sie etwa den Glauben ihrer Väter verwarfen; auch der Gutsbesitzer ist im Allgemeinen heute noch ein religiöser Mann, doch das Brudertum und die Bekehrung, die werden verworfen. Durch gute Ernten, umsichtiges Leiten des Wirtschaftsbetriebes, haben es eine Anzahl Kolonisten zu gewaltigen Vermögen gebracht. [In] den 90 Jahren [seit der Einwanderung] haben sich die Lebensverhältnisse auf den Steppen total verändert.

Alle Amtshandlungen, wie Taufen, Trauungen und Beerdigungen, werden beim Gutsbesitzer zu Hause vollzogen. Er lässt den Pastor kommen oder holen. Früher war bei diesen Feiern dieselbe Einfachheit wie im Dorfe. Später änderte es sich. Die einfache Tracht und Kleidung ist gewichen, und die jungen Gutsbesitzer und ihre Söhne kommen in städtischer Kleidung [daher], [die] Frauen und Töchter in schwer seidenen Kleidern. Bei Trauungen wird ein grosser Pomp entfaltet; Champagner darf bei keiner Hochzeit mehr fehlen, ebenso nicht Musik und Tanz. Bis [zu] 200 Personen werden manchmal [ein]geladen, Köche aus der Stadt haben für das Essen zu sorgen und Diener in weissen Handschuhen die Gäste zu bedienen. Und wenn alles in fröhlicher Stimmung [ist], dann steht der Pastor auf [und] hält eine Predigt eigener Art: Er spricht von wohltätigen Anstalten,[193] Mission und anderen Werken der Liebe; es wird kollektiert, und eine schöne Summe Geld zusammengelegt. Obwohl bei den meisten Hochzeiten oft dieselben Leute zu finden sind, so gehen die Gutsbesitzer gerne [hin]. Wo es gilt zu helfen, da helfen sie mit, da helfen sie mit guten Unterstützungen, bei Kirchenbauten, Unterhalt von wohltätigen Anstalten, Mission – nie wird die Hand zurückgehalten.

[191] D.h. eine Schule, die mit der mittleren Reife abschliesst. Sie entsprach in etwa der heutigen Handelsschule oder Wirtschaftsmittelschule. Vgl. auch die höhere Schule in Landau, S. 84.

[192] Daran hatte Hösli offensichtlich keine Freude. Vgl. dazu Ernst Jenny: «Dagegen führten die früh als Grossgrundbesitzer sesshaft gewordenen Familien ganz das Leben des [russischen] Grundadels.» Aus: Ernst Jenny: Wie verhielten sich die Schweizer zum Russentum, in: Alt-Russland und die Russland-Glarner, S. 40. – Ernst Jenny musste es wissen, war sein Vater Fridolin doch Herr über ein Gut von 8 000 Hektaren (= 8 Quadratkilometer, d.h. das Doppelte der Fläche der Stadt St. Gallen), wozu noch 26 000 Hektaren Pachtland kam. Er besass bis zu 35 000 Merinoschafe. Ernst Jenny erbte dieses Gut und erwarb noch ein zweites dazu. Er leitete die Güter von 1890 bis 1917. Aus: Ernst Jenny: Weiteres vom Wiederaufstieg der Jenny, ebenda S. 76 ff.

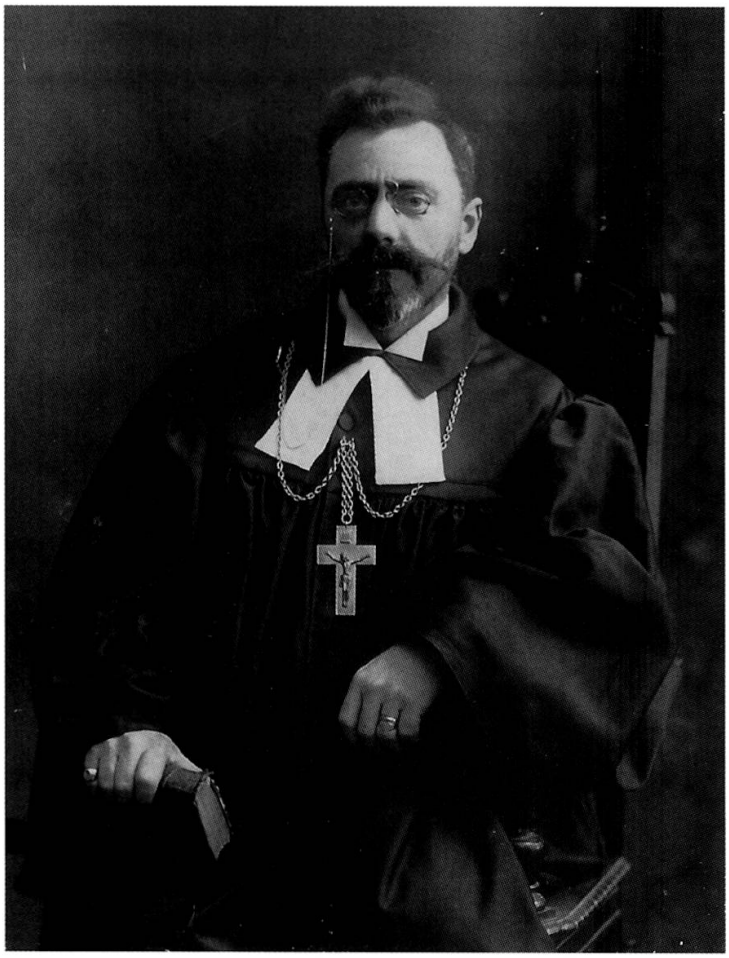
[193] Hösli versuchte das soziale Gewissen der Kirche zu vertreten und war dabei offensichtlich ein guter Taktiker.

Wie bei der Trauung, so wird auch bei der Beerdigung derselbe Pomp entfaltet. Anstelle des Holzsarges kam der Blei- und Zinksarg [auf]. Alle Teilnehmer der Beerdigung werden reich bewirtet, ebenso das Gesinde, Knechte und Mägde. Tritt ein Todesfall während der Arbeitszeit im Hochsommer ein, [in welchem] viele Arbeiter, oft 2 – 300, auf einem Gute arbeiten, so werden auch sie am Begräbnistag bewirtet. Überhaupt nach russischer Sitte, die auf den deutschen Gutshöfen allmählich zur Herrschaft kam, muss jeder bewirtet werden, der in den Hof kommt, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen.

Der deutsche Gutsherr hat keinen deutschen Arbeiter, er könnte auch keinen haben, denn der Deutsche will weder Knecht sein noch sich befehlen lassen. Sämtliches Gesinde im Hofe, alle Arbeiter auf dem Felde, sind Russen, sodass die Gutsbesitzer und ihre Familien durch den ständigen Verkehr im Umgang mit den Russen Gefahr laufen, die deutsche Sprache zu verlieren. Die Pastoren haben hier eine Hauptarbeit, dafür Sorge zu tragen, dass Religion und Sprache bei den Gutsbesitzern erhalten bleiben, denn diese sind viel mehr der Gefahr der Verrussung ausgesetzt als der Dorfbewohner. So fahren denn im Winter manche Pastoren auf den Steppen herum, um Gottesdienste zu halten. Da zu einem Kirchspiel viele Gutsbesitzer zählen, so musste ich eine Predigtreise von 16 – 20 Tagen machen, [dabei] etwa 14 – 15 Mal predigen und das Abendmahl austeilen. Jeder Gutsbesitzer, bei dem Gottesdienst gehalten wird, setzt alle [ihm] bekannten Deutschen in der Nähe in Kenntnis, wann der Pastor bei ihm sein werde. Am bestimmten Tag kommt eine schöne Gemeinde zusammen. Jeder Gutsbesitzer führt den Pastor weiter zur nächsten Station, wo er predigen will.

Die Amtshandlungen auf den Steppen nehmen viel Zeit weg, weil manche Gutsbesitzer wie von hier [von Elm zuhinterst im Glarnerland] bis Basel vom Kirchspiel weg wohnen.[194] Die Wege müssen alle per Wagen oder Pferd zurückgelegt werden. So habe ich jährlich ungefähr 3000 Kilometer Wagenfahrten gehabt. Es traf sich auch, dass ich manchmal am Tag, besonders im Winter, bei Schneesturm am bestimmten [abgemachten] Tag nicht eintraf. War eine Hochzeit, so wurde gegessen und getrunken, und die Gäste fuhren heim, [bevor] ich in die Nähe des Gutshofes kam. Kommt man infolge der schlechten Wege nicht vorwärts, so fährt man zum ersten am Wege liegenden Gutshof und deutschen Grundbesitzer, wechselt die Pferde oder nimmt Vorspann, damit man doch zur bestimmten Stunde ankommt. Doch nicht nur zu Taufen, Trauungen, Beerdigungen, auch zu Konfirmationen wird der Pastor aus der Kolonie auf die Güter geholt. Schwer Kranke verlangen ihn, um das Abendmahl zu empfangen.

[194] Also in einer Entfernung von weit über 100 Kilometern.



Pfarrer Hösli im Talar und mit Predigerbrustkreuz, 1904.

Hat ein Gutsbesitzer ein neues Haus gebaut, so wird eine Hausweihe veranstaltet. Wenn die Steppler heute zu den Dörflern in einen gewissen Gegensatz getreten sind, ihre eigenen Wege gehen, so kommen sie [doch] alle an einem Tag [im Dorf] zusammen und fühlen sich als Kinder einer Familie. Es ist an der Konfirmation. Der Konfirmationstag ist der grösste kirchliche Feiertag der Kolonisten. Die Konfirmation fällt in manchen Gemeinden auf den Palmsonntag, in andern auf Himmelfahrt oder Pfingsten. Nach dem Kirchengesetz können alle Kinder konfirmiert werden, die das 14. Altersjahr zurückgelegt haben, wobei es den Kirchgemeinden anheim gestellt ist, die Jahresgrenze mit dem Kalenderjahr oder aber von Mai zu Mai zu bestimmen.

In den Dörfern gehen die Kinder bis zur Konfirmation zur Schule, konfirmiert werden heisst darum auch, aus der Schule entlassen werden. Während 3 bis 4 Wochen werden nun alle Konfirmanden vom Pfarrer unterrichtet. Der Unterricht findet vor- und nachmittags statt; es wohnen deshalb alle Konfirmanden im Pfarrdorf. Der Unterricht erstreckt sich auf die Erklärung des (Heidelberger)

Katechismus. Die biblischen Geschichten sind den Kindern von der Schule [her] bekannt, wo sie auch alle (140) Fragen (und Antworten!) des Katechismus auswendig gelernt haben. Einen sogenannten Präparandenunterricht gibt es nicht. Die Konfirmanden aus den Filialdörfern und von der Steppe werden bei Bekannten und Verwandten untergebracht, auch die Pfarrhäuser beherbergen immer einige.

Gesetzt [im Unterrichtsraum] werden die Kinder nicht nach dem Alter, sondern nach den Kenntnissen und dem Betragen, [so]dann dorfweise. Die Steppler kommen zu den Dorfkindern ihres Stammdorfes. Diese Ordnung muss der Pfarrer genau beachten, denn der Kolonist will sehen, wer der erste [d.h. kenntnisreichste und gesittetste] Konfirmand [ist]. Es ist ihm auch nicht gleichgültig, wie der Pfarrer unterrichtet; er will klare Lehre haben, bestimmte Formeln, und da gefällt ihm die Sprache des Katechismus sehr gut. Und er nimmt es ernst damit; ich habe oft Konfirmanden bekommen, die 5 – 600 Werst [5 – 600 Kilometer] von Rohrbach weg wohnten; ja sogar aus Orenburg [in Sibirien] wurden Kinder in den Unterricht gebracht. Sie sollten eben gute alte reformierte Kirchenlehre hören.[195]

Die Steppler kommen schon am Vorabend der Konfirmation angefahren, die Kolonisten aus weit entfernten Dörfern ebenfalls, während die näher Wohnenden erst am Sonntagmorgen im Pfarrdorf eintreffen. Mit Blumen und Gras wird der Weg vom Pfarrhof, wo die Kinder aufgestellt werden, bis zur Kirche bestreut. In feierlichem Zug, voran der Pastor, dann die Konfirmanden mit sämtlichen Küstern des Kirchspiels [und] unter Absingung des Liedes «Jesu geh voran auf der Lebensbahn» und Geläute aller Glocken bewegt sich der Zug zur Kirche, die bis auf den letzten Platz gefüllt ist. Hunderte von Personen stehen noch draussen neben den Fenstern unter Zelttüchern. Die Feier verläuft wie [im Glarnerland], nur mit dem Unterschied, dass von den Konfirmanden drei Lieder allein gesungen werden und eine Prüfung von einer Stunde stattfindet. Während der Prüfung herrscht die grösste Stille, denn jeder möchte hören, was die Kinder können. Antworten die Kinder gut, frisch und laut, so sind die Eltern und die Gemeinde sehr zufrieden, und der Pastor erntet manches, wirklich ernst gemeintes Dankeswort.

[195] Trotz der grossen Veränderungen, die die Kolonistenkirche in den hundert Jahren seit ihrer Entstehung durchgemacht hatte, trotz der teilweisen Verflüchtigung der alten Glaubensstrenge, blieb sie in religiösen Fragen traditionsbewusst, vielleicht sogar mehr als die Kirchen in den Herkunftsländern. Der vierstündige Konfirmationsgottesdienst und die Anforderungen an die Konfirmanden sprechen eine deutliche Sprache. Die alte puritanische Glaubensstrenge der Orthodoxie und des Pietismus herrschte wenigstens in der Theorie noch unangefochten. Die Zeit war in Südrussland ein Stück weit stehen geblieben. Die Kirche half die alte Identität aufrecht zu erhalten, selbst in den Jahren der von oben befohlenen Russifizierung.

Die ganze Feier dauert etwa 4 Stunden, da nach der Konfirmation das hl. Abendmahl ausgeteilt wird. Bei den Reformierten stellen sich die Männer, dann die Frauen im Kreis um den Abendmahlstisch auf. Beim Brechen des Brotes spricht der Pfarrer beständig [d.h. zu jedem Kommunizierenden] die Einsetzungsworte; die Kelche werden herumgeboten, die Einsetzungsworte nur gesprochen, wenn vom Pastor der volle Kelch gegeben wird. Hat ein Kreis das Abendmahl erhalten, dann spricht der Pastor: «Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.» Der Kreis löst sich auf, und es folgt wieder ein anderer.

Nach Beendigung [des Gottesdienstes] gehen die Gäste alle zu ihren Bekannten, die sie reichlich bewirten, es gibt der Häuser viele, wo 20–30 Gäste abgespeist werden, auch das Pfarrhaus hat seinen Teil. Am Konfirmationstage sind manchmal 4–500 fremde Gäste im Dorf. Den Kolonisten des Pfarrdorfes ist es nicht recht, wenn wenige Gäste kommen, je mehr, desto lieber. Nach dem Essen besuchen sich die Bekannten von auswärts und knüpfen aufs Neue alte Freundschaftsbande, die von den Eltern gegenseitig auf die Kinder übergehen. Auch das Pfarrhaus bekommt seinen Besuch. Alle Gutsbesitzer wollen die Pfarrleute begrüssen, und für sie ist das Pfarrhaus der Ort, wo sich alle zusammenfinden. Alle Gäste werden bewirtet, sodass man glauben könnte, man wäre am Konfirmationsnachmittag eher in einem Hotel als in einem Pfarrhaus. Die Gastfreundschaft ist unbegrenzt gegen jedermann. Ist die Konfirmation an Pfingsten, so bleiben die meisten Steppler am zweiten Festtage auch noch im Dorf.

In Betreff der Kleidung [der Konfirmandinnen und Konfirmanden] herrscht keine besondere Sitte. Die Knaben sind alle in gleicher Kleidung [also im schwarzen Anzug], Hüte haben nur die Steppler, die Dörfler tragen Mützen. Bei den Mädchen dagegen sind in den Stoffen alle Farben vertreten und alle Moden. Die reichen Dorfbauernmädchen haben farbige Seidenkleider, die Stepplerinnen [Kleider] von weisser Seide. Der Hochmut[196] der Mütter leistet hier Erstaunliches. Die Mädchen stecken sich ausserdem noch künstliche Blumen in die Haare.
Nach der Konfirmation müssen die Dorfkinder noch 3 Jahre lang die Kinderlehre besuchen. Jede Absenz wird mit 20 Centimes bestraft; das Geld wird entweder alljährlich oder erst dann eingezogen, wenn die Betreffenden heiraten wollen. Bevor die Strafe bezahlt [ist], wird keine Trauung vollzogen noch Traupapiere ausgehändigt.[197] Getraut wird, laut Kirchengesetz, von demjeni-

[196] Gemeint ist wohl: Die Mütter haben es hoch im Sinn. Jede von ihnen will, dass ihre Tochter die Schönste sei.
[197] Im damaligen Russland gab es die Ziviltrauung noch nicht.

Pfarrhaus und Pfarrgarten in Rohrbach (samt Bernhardiner) zu Höslis Zeit.
Ölgemälde eines durchreisenden Künstlers.

gen Pastor, zu welchem die Braut gehört. Ein Mädchen darf nicht vor zurückgelegtem sechzehnten, im Kaukasus vierzehnten Lebensjahr heiraten, der Jüngling muss 18 Jahre alt sein. Wer keine besondere Hochzeit feiert, lässt sich entweder sonntags nach dem Gottesdienst oder abends im Pfarrhaus trauen. Alle übrigen Hochzeiten sind am Dienstag [um] 11 Uhr. Braut und Bräutigam werden von Brautbuben und Brautmädchen begleitet, die alle, wie Braut und Bräutigam, mit Blumen und Bändern sich schmücken.

In manchen Gemeinden muss der Bräutigam vor der Trauung im Pfarrhaus 5 Rubel Kaution [hinter]legen, damit nicht geschossen wird. Schiesst ein Hochzeitsgast, so sind die 5 Rubel verfallen und kommen in eine besondere Kasse. Diese Bestimmung war notwendig, weil die Brautführer die geladenen Pistolen mit in die Kirche brachten und schon auf der Kirchentreppe beim Hinausgehen losknallten. Im Allgemeinen geht es bei den Hochzeiten ordentlich [her und] zu. Der Pastor und die Frau Pastorin, wie der Kolonist sagt, werden stets eingeladen. Im Sommer gibt es wenig Hochzeiten, die meisten sind im Herbst, wenn die Loszeit, d.h. [die] Rekrutenaushebung, vorbei ist. Wer nicht Soldat geworden [ist], heiratet, und von den Soldaten ebenfalls viele, damit das Mädchen, das sie gerne hätten, ihnen nicht von einem anderen weggenommen werden kann. Der Militärdienst dauert, je nach Truppengattung, zu der einer zugeteilt [wird], 3 – 6 Jahre. Alle Beerdigungen finden am Nachmittag um 1 Uhr statt, meistens 24 Stunden nach

dem Tod wird der Verstorbene beerdigt. Leichenbitter[198] gibt es keine. Ist jemand im Dorf gestorben, so wird es der Gemeinde durch verschiedenes Läuten mit den Kirchenglocken bekannt gegeben. Jedermann weiss [so], ob eine erwachsene Person oder ein Kind gestorben ist.[199] Die Lutheraner haben Grab- und Leichenreden, segnen am Grabe die Toten ein; die Reformierten nur Grabreden für Kinder und nur Leichenreden für Erwachsene. Der Küster holt jede Leiche am Hause ab; bevor die Leiche aus dem Hof gefahren wird, singen die Leute einen Liedvers, ebenso wird am Grab vor und nach der Abdankung gesungen. Die Lutheraner machen mancherorts auf dem Weg zum Friedhof noch halt, um zu singen. Nach der Beerdigung ist im Trauerhaus ein sogenanntes Leichenessen. – Getauft wird in der Kirche, im Pfarrhaus [oder] im Elternhaus.

Bis zum Anfang der Siebzigerjahre war das kirchliche Leben von einem gesunden Pietismus beherrscht; seit dieser Zeit änderte sich das, die alten Sitten kamen in Verfall, und die deutsche Ehrlichkeit [und] Sittlichkeit ist nur noch eine schöne Erinnerung. Der deutsche Kolonist unserer Zeit ist nicht mehr das, was seine Väter waren.[200] Wie ich bereits schon sagte, haben auch die Kolonisten in den Dörfern ihren Landbesitz bedeutend vergrössert. Dadurch wurden sie gezwungen, russische Knechte und Mägde zu halten. Die Arbeiter kamen gerne zu den Deutschen, da sie gut bezahlt wurden und einen ordentlichen Lohn verdienten. Nun herrscht aber in Russland in Bezug auf das Mieten der Arbeiter noch die ganz orientalische Sitte, wie sie Matthäus 20 im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg erzählt wird. Alle Arbeiter müssen auf dem Markte gemietet werden. Alljährlich kommen aus dem Innern Russlands im Frühjahr Tausende von Männern, jungen Burschen und Mädchen nach dem Süden in ganz bestimmte Marktflecken, wo Arbeitermarkt ist. Wer Arbeiter mieten will, der muss auf den Markt fahren, wo die Arbeiter [zuhauf] herumstehen, sitzen oder liegen, bis jemand kommt, der sie mietet, entweder über die ganze Ernte[zeit] oder auch nur für einen Monat. Dahin kommen nun alle Gutsbesitzer und Dorfkolonisten, die Arbeiter brauchen. Da die Märkte nur sonntags abgehalten werden, so spürte man es bald in den Gottesdiensten; sie wurden weniger gut besucht. Das Markt- oder Bazarfahren hat seit jener Zeit immer

198 Person, die zur Beerdigung einlädt.

199 Das verschiedenartige Läuten – für ein Kind mit einer hohen, für eine Frau mit einer mittleren und für einen Mann mit einer tiefen Glocke – hat sich, etwa im st. gallischen Werdenberg, bis heute erhalten.

200 Höslis Sympathie zum «gesunden», d.h. nüchternen Pietismus ist unverkennbar. Doch ist sein Bild von der «Ehrlichkeit und Sittlichkeit» der früheren Zeit wohl verklärt. Die evangelische Kirche kurz vor dem Ersten Weltkrieg war etabliert und anerkannt, auch von den staatlichen Stellen. Insbesondere bei den reicheren Kolonisten griff aber offenbar eine gewisse Distanzierung zur Kirche um sich. Übrigens lebte auch Hösli in bescheidenem Wohlstand: Das zweistöckige Pfarrhaus in Rohrbach war von stattlicher Grösse, ebenso der Garten.

mehr zugenommen, sodass an manchem Bazartag mehr Kolonisten auf dem Bazar sind als in der Kirche.

Mit dem stets wachsenden Handelsverkehr mit den Juden hat sich der Deutsche auch deren Schliche angeeignet, erst wohl, um sich vor [ihnen] zu schützen, später aber, um ebenso zu betrügen. Ohne Juden kann man in Südrussland nichts machen, der ganze Gross- und Kleinhandel ist in ihrer Händen, er weiss alles, kennt alles, erfährt alles, ist unentbehrlich geworden.[201]

Die religiöse Bewegung von 1847 wiederholte sich nicht wieder, nur in den Sechzigerjahren fand nochmals eine grosse Bekehrung[swelle] im Rohrbacher Kolonistenbezirk statt, gepflegt von dem damaligen Pastor Bonekemper,[202] durch dessen russische Ansprachen auch unter den Russen der sog. russische Stundismus[203] ins Leben trat. Schon zu seiner Zeit zeigten sich unter den Brüdern ungesunde Tendenzen; sie konnten sich aber nicht entfalten und herrschend werden, weil noch eine Anzahl alter Brüder lebten, die immer wieder zur Nüchternheit mahnten.

1874 kamen die ersten Sendlinge[204] deutscher Baptisten.[205] Nach amerikanisch-methodistischer Weise predigten sie die Bekehrung; unter den Brüdern fanden sie bald Anhänger, die sich taufen liessen [und] ihre alte Bekeh-

[201] Persönlich hatte Hösli wohl nur wenig Kontakt zu Juden. Ob er wusste, dass es 1881/1882 in Südrussland zu Pogromen, inklusive Vergewaltigungen und Tötungen, gekommen war, gegenüber denen sich die Behörden passiv verhielten? (vgl. dazu Valentin Gitermann: Geschichte Russlands, Dritter Band, Zürich 1949, S. 287–295). Der Antisemitismus breitete sich damals sowohl in Deutschland als auch in Russland aus. Zwar gab es in Südrussland einzelne wohlhabende Juden, die Viehhandel betrieben oder Kredite vergaben. Aber die meisten waren arm, arbeiteten als Schreiner, Küfer, Schuster, Schneider, Fuhrleute, oder sie hausierten mit Kleinkram. Trotzdem schob man den Juden gerne die Schuld an den gravierenden sozialen Missständen in der russischen Gesellschaft in die Schuhe. Unter den deutschen und schweizerischen Siedlern in Südrussland muss der Antisemitismus verbreitet gewesen sein. Der Gutsherr Ernst Jenny schreibt von «jüdischen Spekulanten», welche in der Westukraine mit ihren Fabriken hundertjährige Eichenwälder zerstört hätten (Ernst Jenny: «Joh. Friedrich Jenny», in: Alt-Russland und die Russland-Glarner, S. 72), während Adolf Jenny schreibt, die vielen Juden in Südrussland «galten nicht als ein erwünschtes Volkselement» (Adolf Jenny: «Leistungen und Schicksale der Russland-Schweizer», in: Bilder von dem Leben und Streben der Russland-Schweizer, S. 9). Höslis Äusserungen über die Juden sind in diesem Zusammenhang zu sehen.

[202] Es handelte sich um Karl Bonekemper, Sohn von Johannes Bonekemper. Vgl. S. 98.

[203] Zum «Stundismus» siehe S. 60 und 103.

[204] Abgesandte, die in Russland unter Evangelischen missionieren wollten.

[205] Der Baptismus wuchs im 17. Jahrhundert in Grossbritannien aus dem calvinistisch geprägten Puritanismus heraus. Die Baptisten praktizierten wie die – älteren – Mennoniten die Erwachsenentaufe, waren aber unabhängig von ihnen zu ihren Überzeugungen gekommen. Die deutschen Baptisten standen zu Höslis Zeit offenbar unter dem Einfluss des amerikanischen Evangelikanismus oder sogar des Fundamentalismus.

rung als ungültig erklärten. Da bei den Baptisten jeder Bruder, der getauft ist, das Recht hat zu predigen, so nahmen auch die Kirchenbrüder dieses Recht für sich in Anspruch; jeder predigte, was ihm einfiel, und behauptete, es sei ihm vom Geist eingegeben, denn Jesus sagte ja: «Es wird euch zur Stunde gegeben, was ihr sagen sollt.» Das ganze Versammlungswesen artete in eine eitle Schwärmerei aus. Jeder wollte reden, den anderen mit seiner Weisheit überbieten, sodass manch alter Bruder anfing, die Versammlungen zu meiden, da er in ihnen keine Erbauung fand. Mit den Bibelworten wird herumgeworfen nach Belieben. Ein Thema wird stets behandelt: die Bekehrung. Wir Bekehrten sind die Kinder Gottes, die aus dem Feuer Geretteten, von der Finsternis Befreiten. Wir haben den Heiligen Geist, den die Welt nicht hat. In uns ist ein neuer Mensch geboren, der mit dem alten Adam nichts gemein hat. Alle Unbekehrten sind die Welt, die Kinder des Teufels; wenn auch ein Unbekehrter ordentlich lebt, so ist das nur ein Werk der Selbstgerechtigkeit, in Gottes Augen verwerflich. In jeder Versammlung wurde der alte Mensch verdammt und bekam Schläge auf Schläge; jedoch, je mehr die Brüder auf ihn losschlugen, umso frecher erhob er seinen Kopf; denn die Brüder vergassen über der Rechtfertigung die Heiligung.[206]

Sittlich, so sehr sie ihr inneres Leben mit Gott hervorhoben, sanken sie immer tiefer und tiefer. Was verdeckt werden konnte, das verdeckte man, damit die gleissnerische Welt nicht lachen konnte. War es aber nicht mehr zu verbergen, so wusste man sich zu helfen: «Der Herr hat ihn gedemütigt», so hiess es, «was er auch getan hat, so ist er doch ein Bekehrter und hat die Gnade.» «Ja, ich weiss, wohin ich gehen kann», sagte so ein gefallener Bruder: «Der Heiland vergibt mir.» Nach einer Weile darf der Bruder wieder in der Versammlung reden. Streit und Zank, Hader und Neid kehrten bei den Brüdern wieder ein, und mit ihrem Leben unterschieden sie sich in keinerlei Weise von der vielgeschmähten Welt. Die Baptisten warben mit Eifer, die Brüder fingen es auch an. Wer sich nun bekehrte, was nur im Winter geschieht, der musste Freuden verkündigen, wie es der Hirte und die Frau mit dem Schaf und Groschen machten.[207] Mit dem Ruf: «Jesus lebt, ich habe den Heiland gefunden, freut euch mit mir», stürmt der Neubekehrte von Haus zu Haus, küsst alle ab. Sofort darf er auch in der Versammlung sprechen. Vom Richteramt über die gottlose Welt macht er ausgiebigen Gebrauch. Wo es auch sein mag, predigt der Bruder und lädt zur Bekehrung ein. An Hochzeiten mischen sie ohne Bedenken Scherz und Bibelwort untereinander.
In den Häusern, Ausnahmen vorbehalten, trat eine bedenkliche Sittenlosig-

[206] Von dieser durch die Baptisten herbeigeführten Bekehrungswelle muss Hösli direkt von Gemeindegliedern gehört haben. Sie war noch nicht ganz abgeflacht. So ist es zu erklären, dass er sich deutlich davon distanziert und die Baptisten als Schwärmer disqualifiziert.
[207] Lukas 15, 39.

keit ein, denn um die Sittenzucht und Erziehung der Kinder kümmerte man sich nicht. Die Jugend war sich selbst überlassen, Vater und Mutter mussten in die Versammlung. Überhaupt meint der Bruder, mit der Erziehung der Kinder kann man nicht viel machen, wenn der Herrgott sie nicht behütet, so ist unser Tun umsonst. Und wenn sie sich einmal bekehren, dann ist alles gut. Jugendsünden sind keine Sünden.

Die Versammlungen, wie sie bis jetzt geleitet werden, sind ein dummgewordenes Salz,[208] für das kirchliche Leben der Gemeinde schädlich. [...] Wo war die Tätigkeit des Pastors? Der Baptismus nannte die Kirche nur die babylonische Hure, den Drachen der Offenbarung; die Pastoren waren in ihren Augen nur arme Blindenleiter. Diesem Urteil über die Pastoren stimmten auch die Brüder bei, denn solange ein Pastor den Heiland nicht gefunden [hat], solange ist alles, was er sagt, nur aus sich selbst heraus geredet. Der arme Mann muss studieren, um am Sonntag etwas sagen zu können; uns, den Seinen, gibt es der Herr schlafend [im Schlafe].[209] Er kann ja wohl gut reden, aber was er redet, hat nichts vom Geiste Gottes. Hätte er den Geist Gottes, dann bedürfte er nicht [des Buchs], gemeint ist die Agende,[210] zum Beten; er würde aus dem Herzen beten können. Gegenwärtig gibt es im Süden nur noch zwei Bruderpastoren; alle andern haben mit den Versammlungen als solchen keine Gemeinschaft. Der Pastor ist für die ganze Gemeinde da und kann nicht alle Sonntage eine Predigt aus zwei Teilen halten, wie die Brüder wollen: Im ersten Teil die Unbekehrten verdammen und im zweiten Teil die Bekehrten loben. Auf die Versammlungen [...], wie sie gegenwärtig sind, kann der Pastor nicht einwirken, das Wort «Unbekehrter» schafft eine Kluft zwischen ihm und den Brüdern, wohl aber [durch das Gespräch mit einzelnen], doch damit ist nicht viel erreicht [worden], denn wer nicht durch dick und dünn mit den Brüdern geht, wird ausgestossen wie ein unrein Gewordener.[211]

Und doch sind die Pastoren nicht müssig gewesen. 1874 wurde durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und der russischen Sprache als Amtssprache in den Kanzleien der Deutschen die Kenntnis der russischen Sprache für jeden Kolonisten notwendig. Dies führte zur Gründung von so genannten Zentralschulen, die auf Kosten der Ansiedler unterhalten werden. Jahr für Jahr werden sie von einer stattlichen Zahl junger Leute besucht. Die Pastoren erkannten bald, dass hier ein Saatfeld war, worauf der Same gestreut werden kann, der sicherlich Frucht bringen wird. Im Verein mit den

[208] Matthäus 5, 13.
[209] Psalm 127, 2.
[210] Das Liturgiebuch.
[211] Es ist nicht zu übersehen: Hösli, der ja gewiss ein frommer, kirchlich gesinnter, wenn auch nüchterner Christ war, fühlte sich von den Anfeindungen der Baptisten persönlich getroffen.

deutschen Lehrern an diesen Schulen haben sie ein neues Lehrergeschlecht herangezogen, das auf dem Boden eines gesunden landeskirchlichen Lebens an dem Geschlechte der Kolonisten mit Freude und Hingebung arbeitet. Trotz allen Protesten der Brüder, die keine Lesebücher in der Schule haben wollten, wurden sie doch eingeführt; unterstützt von intelligenten Kolonisten, die ebenfalls in den Zentralschulen ihre Bildung [erhalten hatten], sind schon manche schöne Werke der Gemeinnützigkeit[212] ins Leben gerufen worden als Beweis, dass die evangelischen Landeskirchen Russlands lebenskräftig auch für die Aufgaben der Zukunft sein werden.

Ergänzungen und Erläuterungen zum Text Kaspar Höslis

a) Zu den deutschen und schweizerischen Auswanderern

Die politische Geschichte Russlands beginnt kurz vor 900 mit der Gründung des Reiches von Kiew. Um etwa das Jahr 1000 wurde dieses von Byzanz/Konstantinopel[213] aus christianisiert. Die junge ostslawische Christenheit teilte mit Byzanz die geistigen Werte und damit verbunden die Abwehr der lateinischen Kultur des Westens.[214] Mongolische Reiter (die «Goldene Horde») rückten um das Jahr 1200 gegen das blühende Kiewer Reich (Kiewer Rus) vor, rissen auf dem Weg andere Völker mit sich und setzten ihm 1240 ein Ende. Während gut 200 Jahren beherrschten die Eindringlinge ganz Russland, wobei sich aber in Zentralrussland, nordöstlich von Kiew, teilabhängige russische Fürstentümer bilden konnten.

Grossfürst Iwan III. gelang es in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, diese russischen Fürstentümer von der mongolischen, resp. tatarischen Oberherrschaft zu befreien.[215] Er vereinte sie unter seiner Führung und gründete die «Moskauer Rus», den Kern des neuen Russlands. 1472 heiratete er eine Nichte des letzten oströmischen Kaisers, fast zwanzig Jahre, nachdem Konstantinopel, 1453, in die Hand der Türken gefallen war. Weniger in byzantinischer als in mongolischer Tradition regierte er als Autokrator (Selbstherrscher, d.h. diktatorisch).[216] Iwan III. nannte sich meistens Gross-

[212] Darunter sind vor allem Waisenhäuser, Schulen und Spitäler zu verstehen.
[213] Hauptstadt des oströmischen Reiches, das bis 1453 Bestand hatte.
[214] Im Jahr 1054 brach die bisher eine christliche Kirche in die weströmische (römisch-katholische) und die oströmische (orthodoxe) Kirche auseinander.
[215] Die Tataren sind ein Mischvolk in Tatarstan, auf der Krim und in Sibirien, das aus Mongolen, Türken, Wolgafinnen und Ostslawen entstanden ist. Die tatarische Sprache gehört zu den Turksprachen. Die meisten Tataren sind Muslime.
[216] Ernst Jenny: Wie sah das alte Russland aus? In: Alt-Russland und die Russland-Glarner, S. 15.

Wodemer, den 24. April 1941.

Liebe Mama!

Heute gilt der Brief dir. Am Samstag feiert du deinen 81. Geburtstag. Was wir in Gedanken bei dir bei allen wirst du wohl verstehen und das innige innigen Wünsche dir gelten auch.

Gott gebe dir Gesundheit und erhalte dich deinen Nachkommen & deinen Kindern. Er sei dir Schutz und Schirm und lasse dich weiter walten als gute Frau und Mutter.

Er gebe auch gemütliches Familienleben und sei mit auch.

Für den Samstagabend hat Bruno wieder gesorgt und es wird Samstag alles eintreffen, wenn ein schönes Familienfest.

Vater hat uns heute geschrieben. Er muß noch liegen, aber spürt keine Besserung. Es ist hart für ihn im Bett sein zu müssen. Doch ist es, dass fügt uns Vieles in fällenden Fall & fügt alles ein.

Handschrift Höslis, 1941.

fürst. Der Titel Zar (von Caesar= Kaiser) wurde zwar schon gelegentlich benutzt. Doch konsequent wurde er erst ab 1547 (Krönung Iwans IV.) verwendet. Gleichzeitig wurde die Theorie von Moskau als dem dritten Rom (nach Rom und Byzanz) entwickelt. Russland verstand sich als orthodoxes Reich. Es schloss sich vom Westen ab. Die grossen geistigen Aufbrüche des Westens – Renaissance, Humanismus und Reformation – liessen das Land unberührt. Das Oberhaupt der orthodoxen Kirche in Moskau nahm 1589 den Titel Patriarch an, wodurch sich die russisch-orthodoxe Staatskirche von Byzanz abkoppelte. Die Verbindung von Thron und Altar war eng.

Wie Kaspar Hösli richtig schreibt, war Iwan IV. der Schreckliche (Zar von 1547 bis 1584) der erste Herrscher, welcher die Abschottung des Landes lockerte. Die ersten Ausländer wurden in das Reich hineingelassen. Bereits 1575/76 wurde in Moskau eine erste evangelisch-lutherische Kirche gebaut.[217] Im 17. Jahrhundert machten einige Schweizer Karriere als Offiziere in der russischen Armee. Es gab aber auch Entwicklungen, welche dieser zögerlichen Öffnung des Reiches zum Westen hin entgegenliefen: Im Verlauf des 17. Jahrhunderts verfestigte sich die Gutsherrschaft. Das bedeutete, dass der Bauer zum Leibeigenen wurde, Russland zum «Reich der Paläste und Hütten», zu einem Land mit gewaltigen sozialen Gegensätzen.[218]

Peter I. der Grosse, Zar von 1694 bis 1725, erkannte die Rückständigkeit seines Reiches. Als Tor zum Westen liess er an der Ostsee die glänzende Stadt St. Petersburg errichten. Das «altmodische» Moskau hatte damit als Hauptstadt ausgedient. Er wollte aus seinem Reich eine moderne europäische Grossmacht formen, in militärischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht. Da es in den Städten seines Reiches kein nennenswertes Bürgertum gab, auf das er sich hätte abstützen können, sich zudem die Leibeigenschaft als Hemmschuh für die wirtschaftliche Entwicklung erwies und die Masse der Bevölkerung bar jeder Bildung war, brauchte es dazu ausländische Spezialisten. Schweizerischen und deutschen Auswanderungswilligen eröffnete der Zar äusserst verlockende Perspektiven. Und er versprach Angehörigen religiöser Minoritäten die Religionsfreiheit. Gefragt waren nicht etwa billige Arbeitskräfte, davon hatte Russland selbst genug, sondern tüchtige Wissenschaftler und Handwerker. Etliche Schweizer folgten dem Ruf: Tessiner Baumeister und Architekten, Basler Mathematiker, Zürcher Naturwissenschaftler, Westschweizer Lehrer sowie Erzieher und Erzieherinnen – Französisch

[217] Walter Grassmann: Geschichte der evangelisch-lutherischen Russlanddeutschen in der Sowjetunion, der GUS und Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Gemeinde, Kirche, Sprache, Tradition, S. 50 (fortan zitiert: Walter Grassmann).

[218] Vgl. die Kapitelüberschrift von Valentin Gitermann: Geschichte Russlands, Zweiter Band, S. 143. Insbesondere im kargen Nordrussland vermochten sich noch lange freie Bauern zu halten.

wurde in St. Petersburg zur Modesprache.[219] Die Ausländer blieben meistens nicht auf Dauer in Russland. Doch lange vor den USA galt Russland als das Land der «unbegrenzten Möglichkeiten».

Peters Reform kam zwar in Gang, war aber eher oberflächlicher und zudem vorwiegend technischer Natur. Geist und Kultur des Westens liessen sich nicht so leicht nach Russland verpflanzen. So herrschte, um ein Beispiel zu machen, auf dem Land noch bis tief in das 19. Jahrhundert hinein die Naturalwirtschaft vor.

Mit Katharina II., geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, kam eine Deutsche auf den Zarenthron (1762 – 1796). Auch sie wollte Russland entwickeln und Ausländer dafür gewinnen. Die ersten Schweizer Textilindustriellen reisten jetzt in das Zarenreich ein. Zunächst betätigten sie sich als Händler. Bald machten sich aber einige von ihnen sesshaft und errichteten Textilfabriken, oft im Gebiet zwischen Moskau und St. Petersburg. Unter ihnen nahmen die Glarner Fabrikanten eine wichtige Stelle ein. Damals reisten auch Westschweizer Uhrmacher und Netstaler Bauernsöhne, die sich als Käser betätigen wollten, nach Russland aus. Besonders bekannt sind die Bündner Zuckerbäcker und Chocolatiers.[220] Bündner Konditoreien und Kaffeehäuser gab es bald in allen wichtigen russischen Städten. Diese einzeln eingewanderten, in der Mehrzahl evangelischen[221] Schweizer hielten an ihrem angestammten Glauben und am Schweizer Staatsbürgerrecht fest. In grossen Städten entstanden jetzt neben den evangelisch-lutherischen Kirchen auch evangelisch-reformierte.

Was nun aber neu war und über Peters Anstrengungen hinausging, war, dass Katharina II. deutsche Bauern ermutigte, die brach liegenden Steppen an der mittleren Wolga zu besiedeln und zu bebauen. Es wurden keinerlei Bedingungen hinsichtlich Ausbildung oder sonstiger Qualifikation an sie gestellt. Katharina erhoffte sich von diesen Bauern nicht nur den landwirtschaftlichen Aufschwung des Gebiets, sondern auch den Schutz des Reichs vor den nomadisierenden und teils kriegerischen Tataren, Kirgisen und Kalmücken, die in jener Gegend umherschweiften. 1763 erliess sie ein Manifest, in welchem sie den Ausländern grosszügige Privilegien versprach.[222] Zwi-

[219] Vgl. Urs Rauber: Schweizer Industrie in Russland, S. 28 sowie: Schweizer im Zarenreich, S. 331 f.

[220] Die Autoren und Autorinnen von «Schweizer im Zarenreich» haben für die Zeit zwischen dem 17. Jahrhundert und dem Ende des Ersten Weltkriegs über 3500 Schweizer Berufstätige in Russland ausfindig gemacht (ohne die Bauern), S. 30 f.

[221] Das Verhältnis Katholiken – Protestanten betrug ca. 1:6.

[222] Siehe dazu Hösli, oben S. 44. Wortlaut des Manifests: «An Alle [ausgenommen Juden]! Allen Ausländern erlauben wir, in unser Kaiserreich einzuwandern und sich niederzulassen.

schen 1764 und 1796 wanderten um die 70 000 deutsche und etliche schweizerische Bauern in das Gebiet ein.[223] Ob sie so unordentlich waren, wie Hösli zumindest von einem Teil von ihnen annimmt, ist zu bezweifeln.[224] In der ersten Zeit scheint es aber ernsthafte Schwierigkeiten gegeben zu haben. – Fest steht: Es handelte sich um die erste grosse Einwanderungswelle nach Russland. Und waren die Leute aus dem Westen früher einzeln eingewandert, so kamen sie nun in Gruppen.

Auf beiden Seiten der Wolga bildeten sich bäuerliche Kolonien. Es entstand ein praktisch geschlossenes deutsches Siedlungsgebiet. Jede Familie bekam etwa 30 Hektar Land zugeteilt. Die Lebensbedingungen waren extrem hart: «Lange Jahre hindurch mussten die Kolonisten, in Erdhöhlen wohnend, neben ihrem Pflug auch die Waffen tüchtig gebrauchen, bis ihre Sicherheit und Existenzmöglichkeit erkämpft war.»[225] Die Siedler mussten die russische Staatsbürgerschaft annehmen, durften ihre Konfession aber behalten. Von diesem Zeitpunkt an gilt es also zu unterscheiden zwischen Ausländern, die sich einzeln oder mit Familie auf eigene Verantwortung in einer russischen Stadt oder auch auf dem Land niederliessen, in der Regel einem anspruchsvollen Beruf nachgingen, dabei aber Ausländer blieben, und den Bauern, die auf Grund des obigen Manifests in schwach bevölkerten Gebieten geschlossene Dörfer bildeten und ausnahmslos russische Staatsbürger wurden.[226]

Neben den deutschen Kolonien an der Wolga entstanden neun Dörfer, die schweizerische Namen tragen: Bern (das sich aber bald wieder auflöste), Schaffhausen, Basel, Zürich, Unterwalden, Zug, Luzern, Solothurn – und Glarus. Im Jahr 1912 wohnten in diesen acht Schweizer Dörfern 33 000 Men-

Auch haben alle zur Ansiedlung Angekommenen ungehindert freie Ausübung der Religion nach ihren Satzungen und Gebräuchen. Sie sollen keine Abgaben zahlen, keine Dienste leisten, keine Einquartierung [durch Militär] erhalten, und welche sich in besonderen Kolonien ansiedeln, denen überlassen wir die Einrichtung ihrer innern Verwaltung. Gegen ihren Willen können sie weder zum Militärdienst noch zum Zivildienst bestimmt werden, und sollten sie wünschen, eine militärische Schutzwache von guter Disziplin zu erhalten, so wird sie ihnen gegeben werden. Alle diese vorgesetzten Vergünstigungen dürfen nicht nur die Eingewanderten, sondern auch ihre Kinder und Nachkommen geniessen, auch wenn sie in Russland geboren sind.» Aus: Adolf Jenny: «Leistungen und Schicksale der Russland-Schweizer», in: Bilder von dem Leben und Streben der Russland-Schweizer und dem traurigen Ende ihrer Wirksamkeit, S. 9 f.

223 Bis zum Ersten Weltkrieg stieg die Zahl der Wolgadeutschen, in welchen die wenigen Schweizer im Verlauf von zwei, drei Generationen aufgingen, auf über 600 000 Menschen.

224 Siehe, S. 44 f.

225 Adolf Jenny (Zitat nach Leo Weisz): Leistungen und Schicksale der Russland-Schweizer, in: Bilder von dem Leben und Streben der Russland-Schweizer und dem traurigen Ende ihrer Wirksamkeit, S. 70.

226 Ebenda, S. 11 u. S. 71 ff.

schen[227], wohl zum grossen Teil Deutsche: Während sich nach der einen Theorie über 1000 Schweizer (ohne die Kinder) in diesen Kolonien angesiedelt hatten, waren es laut einer anderen viel weniger.[228] Unbestritten ist, dass zwischen 1765 und 1866 27 Schweizer Herrnhuter in die Brüdergemeine Sarepta mitten im Siedlungsgebiet zogen.[229]
Damit stellt sich die Frage nach der geistlichen Betreuung der Wolga-Siedler. Nur wenige «und nicht gerade glänzende» Geistliche waren mit den Zehntausenden von Bauern dorthin gezogen.[230] Die Brüdergemeine wurde auf den akuten Mangel an Pfarrern und Lehrern aufmerksam. Interessanterweise war es ein Schweizer Theologe, der Bündner Johannes Janett, den sie als Ersten an die Wolga schickte. Bereits in den Anfangsjahren der Bauernansiedlung, im Jahr 1765, gelangte er an die Wolga. Er war es, der die Kolonie Sarepta gründete und damit quasi eine Kopie von Herrnhut.[231] Achtzehn Herrnhuter Theologen wirkten in der Folge im Siedlungsgebiet an der Wolga, unter ihnen fünf Schweizer. Sie alle arbeiteten in evangelisch-reformierten Kirchspielen. Da die Versorgung mit Pfarrern bei den anderen Konfessionen völlig ungenügend war, versorgten sie manchmal auch Gläubige in lutherischen und sogar in katholischen Dörfern.[232] Als Pietisten, denen es um Herzensfrömmigkeit ging und weniger um Dogmatik, war das für sie und offenbar auch für die Gemeinden kein Problem. – Vom frühen 19. Jahrhundert an war Herrnhut aus verschiedenen Gründen nicht mehr in der Lage, Theologen an die Wolga zu schicken. Die Basler Mission sprang in die Lücke, wovon unten die Rede sein wird.[233]

Am nördlichen Ufer des Schwarzen Meeres und auf der Halbinsel Krim übte das Osmanische (türkische) Reich noch bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Oberhoheit über die dort lebenden Tataren aus.[234] Im Jahr 1768 erklärte es Russland den Krieg. 1774 musste es sich geschlagen geben und Russland die Hoheitsrechte über die nördliche Küste des Schwarzen

[227] J. Etterlin: Die ehemaligen Schweizerkolonien in Russland, S. 51 (fortan zitiert: J. Etterlin).
[228] Schweizer im Zarenreich, S. 47 f.
[229] Die sich als überkonfessionell verstehende, missionarisch und sozial aktive Brüdergemeine war 1727 vom pietistisch gesinnten lutherischen Graf Zinzendorf in Herrnhut gegründet worden. Die Brüder verstanden die berufliche Tätigkeit als Teil ihres religiösen Daseins, was sie zu tüchtigen Kolonisatoren machte. Bekannt geworden ist die Brüdergemeine durch das Losungsbüchlein, das der täglichen Andacht dient. – Vgl. Schweizer im Zarenreich, S. 49. Siehe auch oben, S. 44.
[230] Harry Schneider, S. 57.
[231] Harry Schneider, S.57 ff.
[232] Harry Schneider, S. 63. Die Kolonien an der Wolga waren konfessionell getrennt wie später auch diejenigen in Südrussland.
[233] Vgl. S. 96 f.
[234] An der Küste hatte es einst, zu altgriechischer Zeit, bedeutende Städte gegeben. Die wichtigsten waren Tyras an der Dnjestrmündung, in dessen unmittelbarer Nähe später das schweizerische Weinbaudorf Chabag entstand, Olbia (Odessa) und Chersonesos (Cherson, unweit der Dnjeprmündung); auf der Krim Theodosia und Pantikapeion.

und des Asowschen Meers und das ganze Gebiet landeinwärts zwischen Bug und Dnjepr abtreten. Diese riesige, beinahe flache Steppe war nur dünn besiedelt und kaum bebaut. Heisse trockene Sommer und lange bitterkalte Winter bestimmen das – kontinentale – Klima. 1783 eroberten die Russen in einem neuerlichen Krieg gegen die Türken das Krimkhanat, d.h. die Halbinsel Krim, eine völlig anders geartete und klimatisch bevorzugte Region.[235]

Die russischen Bauern, in ihrer grossen Zahl leibeigen, kamen für die Urbarmachung «Neu-Russlands», wie das ganze neu erworbene Gebiet genannt wurde, nicht in Frage, wie schon Hösli sagt.[236] – Hingegen liessen sich bereits 1789 228 mennonitische (alttäuferische) Familien im Hinterland des Schwarzen Meeres nieder. Sie waren wegen ihres Pazifismus von Land zu Land gejagt und auch an ihrem letzten Wohnort, in Preussen, diskriminiert worden. – 1794 wurde am Meer, an der Stelle einer kleinen türkischen Ansiedlung, die Stadt Odessa gegründet. Sie entwickelte sich rasch zu einer kosmopolitischen Grossstadt.

In den Anfangsjahrzehnten des 19. Jahrhunderts kam es zur zweiten grossen Einwanderungswelle: Ermutigt durch Zar Alexander I., strömten von 1803 an innert weniger Jahre 55 000 deutsche Kolonisten in das Schwarzmeergebiet. Gewitzigt durch die teils enttäuschenden Erfahrungen mit den Wolgakolonisten stellte die russische Regierung diesmal hohe Ansprüche an die Neusiedler und suchte arme und «verwahrloste» Leute von der Einreise abzuhalten.[237] Zar Alexander war vom aufklärerisch gesinnten Waadtländer Juristen César de la Harpe erzogen worden. So ist es zu verstehen, dass er grosse Sympathie zur Schweiz hatte. Als in der Schweiz 1815/16 als Folge von kalten nassen Sommern eine schwere Hungersnot ausbrach, schickte er grosszügige Hilfe in die betroffenen Gebiete, so auch nach Glarus.[238] Innerhalb der Ausländergemeinde in Russland scheinen die Schweizer überhaupt besonders geschätzt worden zu sein.[239] Zar Alexander warb nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz um Einwanderer, und dies mit Erfolg. Zu seiner Regierungszeit entstanden in Südrussland die beiden Schweizerkolonien Zürichtal und Chabag.[240] Unter ihren Bewohnern befanden sich auch einige Glarner.

[235] Das ganze neu eroberte Gebiet ist heute Teil der Republik Ukraine. Vgl. dazu: Valentin Gitermann: Geschichte Russlands, Zweiter Band, S. 284 ff.
[236] Siehe S. 44. Ernst Jenny, selbst Gutsbesitzer in Südrussland um das Jahr 1900, schildert die russischen Bauern, obwohl sie jetzt frei waren, als antriebslos und fatalistisch, eine Spätfolge der Leibeigenschaft: «Wie sah das alte Russland aus?» In: Alt-Russland und die Russland-Glarner, S. 17 f.
[237] Schweizer im Zarenreich, S. 112.
[238] Schweizer im Zarenreich, S. 120.
[239] Es existierte ein eigentlicher Schweiz-Mythos: Schweizer im Zarenreich, S. 276.
[240] Näheres zu diesen beiden Dörfern S. 91 ff.

Die meisten deutschen Einwanderer in Südrussland waren von Haus aus Bauern, unter ihnen viele Pfälzer, vor allem aber Württemberger. Es handelte sich oft um Pietisten[241], die, zwar Glieder der Landeskirche, aber in einem gewissen Gegensatz zu ihr standen und somit teilweise durch religiöse Gründe zur Auswanderung bewogen wurden.[242] Das war Zar Alexander I., der mit zunehmendem Alter zu einer etwas schwärmerischen «pietistischen» Frömmigkeit neigte, gerade recht.[243] Kaspar Höslis Gemeindeglieder waren Nachfahren dieser pietistischen Einwanderer. Meistens fuhren diese auf der Donau und übers Meer bis nach Odessa. Dort wurde ihnen Land zugewiesen, in der Regel gegen 60 Hektar, und zwar in konfessionell und herkunftsmässig definierten Rayons. Die Dörfer, die sie gründeten, waren deshalb entweder evangelisch (zu Beginn wurde kein Unterschied gemacht zwischen Lutheranern und Reformierten) oder katholisch oder mennonitisch. Die Kolonisten nannten ihr Dorf oft nach ihrem deutschen oder schweizerischen Herkunftsort. – Zwischen den deutschen Dörfern liessen sich einzelne russische Adlige, die riesige Landflächen erworben hatten, als Gutsherren nieder. Anders als an der Wolga bildetete sich nördlich des Schwarzen Meeres also kein geschlossen deutschsprachiges Siedlungsgebiet.

Das Land der deutschen Kolonisten in der südrussischen Steppe war flach bis wellig, baumlos, von hohem Gras bewachsen. Es deckt sich zum Teil mit dem berühmten, heute zur Ukraine gehörenden Schwarzerdegebiet. Doch bildete der Wassermangel in den heissen Sommern das grosse Problem. Es gibt nur wenige Quellen, und das Grundwasser ist oft von schlechter Qualität oder salzig. Wer hier auf einen grünen Zweig kommen wollte, brauchte solide landwirtschaftliche Kenntnisse und Arbeitsdisziplin. Wirklich gute Ernten waren trotz aller Bemühungen nur alle paar Jahre einmal zu erzielen.[244]

Nachdem Zar Alexander I. 1812 auch noch Bessarabien[245] an Russland angegliedert hatte, rief er Deutsche und Schweizer in dieses Gebiet. Jede Familie erhielt 60 Hektar Land. Zwischen 1814 und 1842 wanderten 9000 Bauern und Handwerker (und ihre Familien) in das neu erworbene Gebiet ein. Sie gründeten 24 Dörfer, später zudem zahlreiche Tochterkolonien. 150 Dörfer

241 Vgl. dazu Fussnote 20, S. 14.

242 Es gab auch wirtschaftliche Gründe: In Württemberg begünstigte das bäuerliche Erbrecht alle Kinder gleichermassen, was zu winzigen Bauernparzellen führte. Dazu hatten die Württemberger und die Pfälzer unter den napoleonischen Kriegen und den damit verbundenen Steuern und Rekrutierungen sowie unter den Missernten von 1809 – 1816 sehr gelitten. Vgl. S. 45.

243 Alexander I. initiierte die so genannte «Heilige Allianz». Er stand unter dem Einfluss der deutschbaltischen Baronin Juliane von Krüdener. Vgl. S. 96.

244 Zu den Lebensbedingungen der frühen Siedler in der Steppe siehe Hösli, S. 51.

245 Siehe Fussnote 127.

waren es am Schluss. Das Schulwesen, das die Siedler in Bessarabien auf Anregung von Pfarrer Ignaz Lindl aufbauten, war vorbildlich.[246]

Die Kolonistendörfer verwalteten sich ursprünglich weitgehend selbst. Die höchste politische Instanz war das Gemeindeparlament, in welchem ein Vertreter von jedem Gutshof Einsitz nahm. Dieses wählte den Gemeindepräsidenten (auf drei Jahre) und zwei Gemeinderäte. Es bestimmte die Steuern, diskutierte Fragen von allgemeinem Interesse, behandelte Klagen und stellte den Pfarrer ein. Politik und Religion waren eng verbunden. Die lokale russische Administration wurde nur angerufen in Fragen jenseits der Kompetenzen der Kolonie. Wie in Bessarabien entstanden mit der Zeit überall Tochterdörfer. Und wie an der Wolga wuchs die Zahl der Deutschen auch in den südrussischen Steppen auf Hunderttausende an. Zur Zeit des Ersten Weltkriegs gab es 500 Kolonien. Schweizer auf der Steppe gab es höchstens Tausend, sie bevorzugten die Städte.

Die deutschen Kolonisten in Südrussland nahmen, wie das für bäuerliche Siedler allgemein vorgeschrieben war, die russische Staatsbürgerschaft an. Für die Landwirtschaft leisteten sie eine gewaltige Pionierarbeit. Zuerst züchteten sie Schafe und Rinder, Gras war ja in Hülle und Fülle vorhanden. In einem zweiten Schritt nahmen sie das Land unter den Pflug. Sie pflanzten Weizen, Hirse, Hafer und andere dürreresistente Getreidesorten an sowie Zuckerrüben, für den Eigenbedarf auch Gemüse, Früchte und Tabak. Bald verfügten viele der Bauern über einen bescheidenen Wohlstand. Mit der Zeit erwarben Einzelne von ihnen grosse landwirtschaftliche Güter ausserhalb der Dörfer. – Im Jahr 1833 stoppte die russische Regierung die Gruppeneinwanderung aus Westeuropa. Qualifizierte einzelne Berufsleute und Gelehrte waren aber weiterhin willkommen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann die Regierung unter Zar Alexander II., Russland tiefgreifend zu reformieren. 1861 erliess sie das Dekret über die Befreiung der leibeigenen Bauern. Man knüpfte grosse Hoffnungen daran, die sich aber nur zum kleinen Teil erfüllten. Denn die Bauern konnten nicht das ganze von ihnen bisher bearbeitete Land halten, da sie eine Ablösungssumme hätten zahlen müssen. Dazu fehlte ihnen das Geld. Zudem war ihr Land Teil des Mir, d.h. der Dorfgenossenschaft. Der einzelne Bauer konnte nicht frei darüber verfügen.[247] Von dieser Situation profitier-

[246] Siehe dazu Hösli, S. 62. – Das Ende für die Kolonien in Bessarabien kam im zweiten Weltkrieg, als das Gebiet, nach einer rumänischen Phase, russisch wurde. 93 000 Deutsche und viele Schweizer kehrten heim.

[247] Vgl. Ernst Jenny: Licht und Schatten im Aufstieg Russlands in der Periode von 1860 – 1914, in: Alt-Russland und die Russland-Glarner, S. 23. Vgl. dazu Hösli S. 62 f.

ten u.a. die deutschen Bauern und Gutsherren im südlichen Russland. Sie konnten mehr russische Landarbeiter einstellen, und ihr meist bereits ansehnlicher Landbesitz wuchs noch mehr an.

Die Bauern in den Dörfern, vor allem aber die Gutsherren, beschäftigten zahlreiche russische Knechte und Mägde, zur Erntezeit auch Wanderarbeiter. Die Löhne waren «niedrig»,[248] aber doch besser als diejenigen der Angestellten russischer Herren. Von der miserablen sozialen Lage des durchschnittlichen russischen Bauern erfährt man nichts in den Ausführungen Höslis, wohl aber vom üppigen Lebensstil der deutschen Gutsherren, der sich demjenigen des russischen Landadels anglich. Einige dieser Grossbauern hielten sich livrierte Kutscher und fuhren vierspännig zu Beerdigungen. Das staatliche Schulsystem, besonders das Primarschulwesen, war auf dem Lande höchst mangelhaft, der Analphabetismus unter Russen beinahe die Regel. Die mit der Kirche eng verbundenen Dorfschulen der deutschen Kolonisten bildeten eine löbliche Ausnahme. Die Gutsherrinnen auf den abgelegenen Gütern unterrichteten ihre kleineren Kinder selbst oder beschäftigten eine Erzieherin oder Hauslehrerin. Ältere Söhne wurden im Winter in die nächste Stadt auf das russische Gymnasium, oder, wenn vorhanden, in eine höhere deutsche Schule geschickt, so gerne nach Odessa. Auch für die Mädchen gab es in Odessa eine deutsche Privatschule für «höhere Töchter».[249] In Landau, im Zentrum des Bezirkes Beresan, nicht allzu weit von Rohrbach entfernt, bestand eine höhere technische Landwirtschaftsschule. In dieser Kleinstadt gab es auch ein deutsches Theater und ein Orchester. Russisch war in den deutschen Schulen ein Unterrichtsfach.

Die deutschen Bauern und Gutsbesitzer waren für die Vermarktung ihrer landwirtschaftlichen Produkte und für Einkäufe auf die Hafenstadt Odessa ausgerichtet. Überzählige Söhne betätigten sich gerne als Unternehmer in der Lebensmittelbranche, die in und um Odessa herum aufblühte. Odessa war eine Weltstadt mit, vor dem Ersten Weltkrieg, 600 000 Einwohnern.[250] Neben Grossrussen lebten hier Ukrainer, Griechen, Italiener, Engländer, Franzosen, Deutsche, Polen, Armenier. Eine grosse Bevölkerungsgruppe bildeten die Juden, meist Kleinhändler oder Handwerker. Es gab 50 orthodoxe Kirchen, mehrere evangelische und katholische Kirchen, zahlreiche Synagogen und eine Moschee. Im Hafen, dem wichtigsten am Schwarzen Meer, lagen stets 30 bis 40 Frachtschiffe. Wöchentlich gab es mehrere Kursschiffe nach Istanbul und in andere mittelmeerische Häfen. «Hoch über dem Ha-

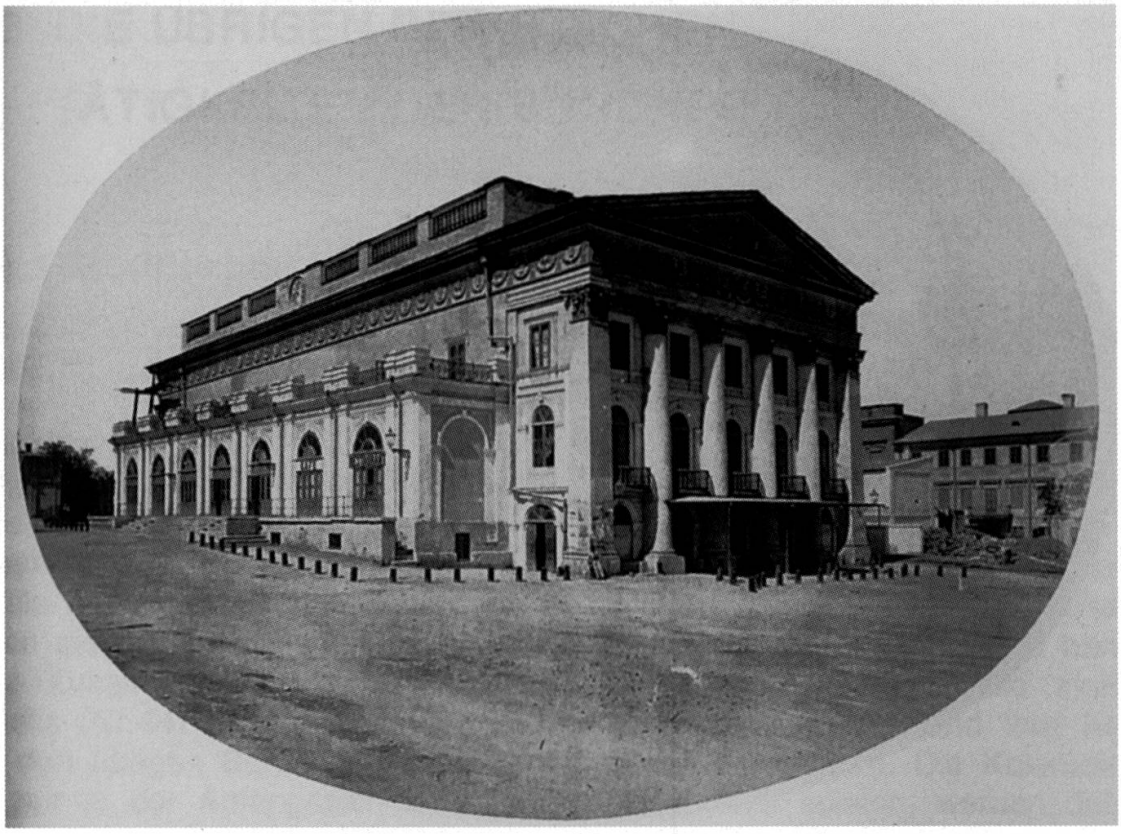
[248] Schweizer im Zarenreich, S. 242.
[249] Schweizer im Zarenreich, S. 251.
[250] Die hier folgenden Details zu Odessa stammen zum guten Teil aus J. Etterlin, der ab 1899 schweizerischer Vizekonsul, dann Konsul in Odessa war: Die ehemaligen Schweizerkolonien in Russland ..., 1945, S. 17 ff.

fen erheben sich das Nikolai-Boulevard und der Alexanderpark, beide mit Restaurants, wo im Sommer täglich Militärmusik spielte und beliebte Vergnügungsorte mit wunderbarem Ausblick auf das Meer.»[251] Von hier zum Hafen hinunter führte (und führt) die berühmte Grosse Treppe.[252] Die Strassen der Stadt sind breit, gut gepflästert und von Akazien gesäumt, die Häuserzeilen aus dem 19. Jahrhundert völlig intakt.[253] Die Börse, das Gericht, der Hauptbahnhof, die Hauptpost und der Englische Club sind wahre Prachtsbauten. Die Post sowie neuere evangelische Kirchen und so auch die evangelisch-reformierte erstellte um 1900 Architekt Christian Squeder aus Samaden.[254] Die prunkvolle riesige Oper wurde von den berühmten Wiener Architekten Helmer und Fellner erbaut – wie übrigens auch das Opern-haus und die Tonhalle in Zürich.

«Die Schweizerkolonie war nicht besonders zahlreich. Es mögen ihrer vielleicht 300–400 Personen gewesen sein. [Allerdings war die Mehrzahl der ansässigen Landsleute nicht im Schweizer Konsulat in Odessa eingeschrieben.] Die Mehrzahl bildeten Erzieherinnen und Kindermädchen, meistens aus der französischen Schweiz, sowie Bankangestellte [...].»[255] Um 1900 gab es in der Stadt neben den vielen Bankiers, die mehrheitlich leitende Funktionen innehatten, vier Schweizer Gymnasiallehrer sowie etliche Industrielle und in der näheren Umgebung vier Schweizer Grossgrundbesitzer. Die Bündner Familie Fanconi aus Samaden führte ein wunderbares Kaffeehaus an einer der belebtesten Strassen der Stadt, der Jekaterinskaja ulica. Es war ein beliebter Treffpunkt der Ausländer, aber auch wohlhabender Russen. Und die Bündner Familie Bossi & Bonifazi betrieb «bedeutende Bäckereien-Confiserien».[256] Die Schweizer Familie Köhl war die Inhaberin des Café-Restaurants im Opernhaus. Unter ihrer Leitung stand auch der luftige Sommerpavillon auf dem grosszügigen Platz oberhalb der Grossen Treppe. In den «südrussischen Kolonien gehörten die Russlandschweizer fast ausschliesslich zur Oberschicht».[257]

Ein Zweig der Glarner Familie Jenny von Ennenda war an prominenter Stelle in die südrussische Lebensmittelindustrie involviert.[258] Bereits im 17. Jahrhundert unternahmen einzelne Vertreter der Familie Handelsreisen

[251] J. Etterlin, S. 17.
[252] Bekannt durch Sergei Eisensteins Film «Panzerkreuzer Potemkin».
[253] Dies bis zum heutigen Tag.
[254] J. Etterlin, S. 19.
[255] Ebenda.
[256] Ebenda.
[257] Schweizer im Zarenreich, S. 241.
[258] Zur Familie Jenny in Russland siehe: Urs Rauber: Schweizer Industrie in Russland, S. 264 (Stammtafel) und S. 215 ff.



Das Café-Restaurant Köhl im Theater von Odessa. Um 1880.

Aussenansicht des Café Fanconi in Odessa. Um 1900.

nach Russland. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde die Export-Import-Firma Jenny, Aebli & Co. in Wien eröffnet, von wo aus Glarner Baumwolltücher und Schiefertische sowie St. Galler Leinwand nach Osteuropa geliefert wurden. Noch vor 1800 machte sich Balthasar Jenny (1757–1812) als Erster seiner Familie samt seinen drei Söhnen sesshaft in Russland, und zwar im Süden. Er wurde zum Stammvater einer ganzen Dynastie, die während mehr als einem Jahrhundert in fünf Generationen das russische Wirtschaftsleben in verschiedensten Zweigen prägte. Die Familie hielt am Schweizer Bürgerrecht und am Protestantismus fest. Ihre Söhne schickte sie zur Ausbildung oft in die Schweiz. Die Töchter allerdings heirateten in russische Offiziers- oder Beamtenkreise hinein. Ihre Kinder wurden damit automatisch zu Russen.

Im Jahr 1813 wurde von zwei Mitgliedern der Familie die Firma Jenny, Trümpy u. Co. in Odessa gegründet, die sich dem Export von Weizen, Wolle, Häuten und Talg widmete und dem Import von Eisen etc.[259] Einige Angehörige der Jenny-Familie besassen grosse landwirtschaftliche Güter. Eigentlich mussten Ausländer, wenn sie Land erwerben wollten, russische Staatsbürger werden und über einen Adelstitel verfügen. Doch die Glarner waren von dieser Bestimmung ausgenommen.[260] So leitete Ernst Jenny zwei riesige Güter in Südrussland.[261] In der Zuckerherstellung besass die Familie Jenny innerhalb ganz Russlands praktisch das Monopol. Zwei ihrer zwölf Zuckerwerke befanden sich im Gouvernement Cherson, in welchem auch Rohrbach lag.[262] Dazu kamen in Odessa zwei Brauereien, anderswo Maschinenfabriken, Bergwerke und Sägewerke.

Ein Mitglied der Familie, Friedrich Jenny-Zechner, der – eine Ausnahme – die russische Staatsbürgerschaft erworben hatte, wurde 1896 Mitglied der Stadtduma[263] von Odessa. – Die Jenny-Familie erwarb sich gesellschaftlich eine praktisch gleichberechtigte Stellung innerhalb der herrschenden Kreise. In politischer Hinsicht hielt sie sich zurück. Dank dessen genoss sie das Vertrauen der Behörden.[264] Auch Kaspar Hösli befliss sich in politischer Hinsicht grosser Zurückhaltung.

[259] Siehe dazu Ernst Jenny: Aus der Geschichte des russischen Zweiges der Jenny-Familie, in: Alt-Russland und die Russland-Glarner, S. 58 f. und: Urs Rauber: Schweizer Industrie in Russland, S.215 ff. Vgl. oben S. 10 f. und S. 85.

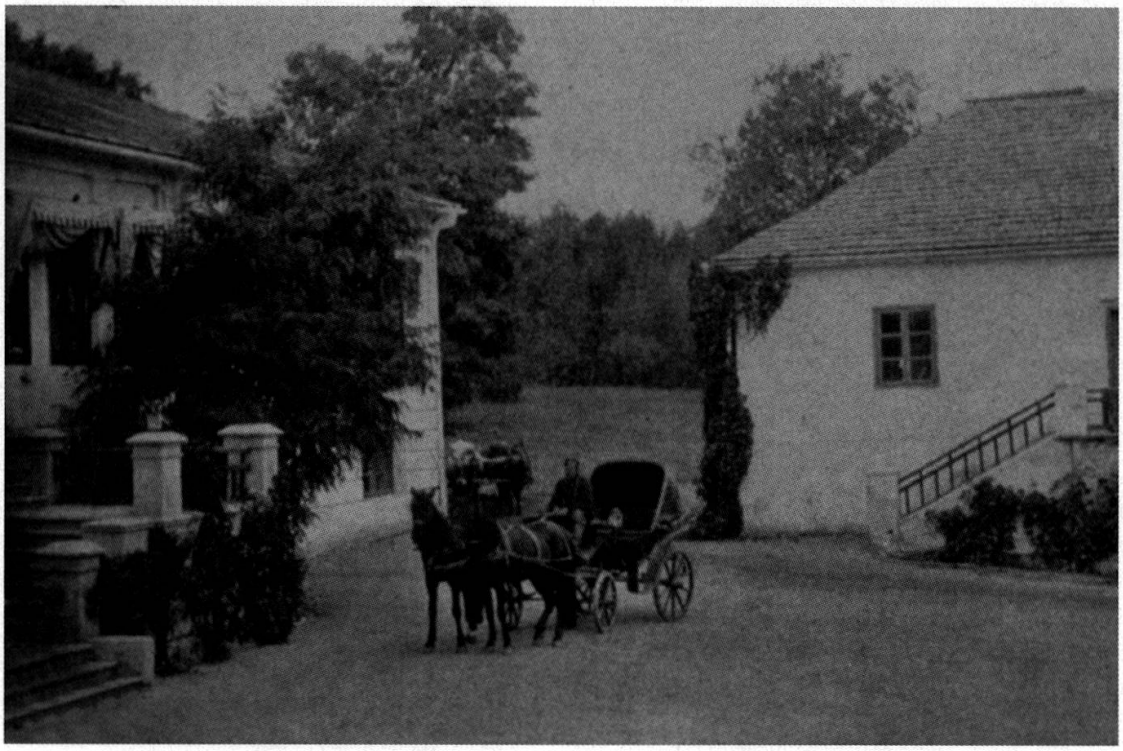
[260] Siehe dazu Adolf Jenny: Allgemeine Übersicht über Ursprung, Entwicklung und Untergang der Glarner Siedlungen in Russland, in: Alt-Russland und die Russland-Glarner, S. 104.

[261] Ernst Jenny: Aus der Geschichte des russischen Zweiges der Jenny-Familie, in: Alt-Russland und die Russland-Glarner, S. 76 ff. Siehe oben S. 20.

[262] Urs Rauber: Schweizer Industrie in Russland, S. 215 ff.

[263] Stadtparlament.

[264] Ernst Jenny: Russland als Auswanderungsziel von Glarnern, in: Alt-Russland und die Russland-Glarner, S. 12 f.



Landgut der Zuckerindustriellenfamilie Jenny in Kamenogorka, bei Kiev. Um 1900.

Im späten 19. Jahrhundert erstarkten in Westeuropa die seit dem Sturz Napoleons bestehenden nationalistischen Tendenzen. In Russland entstand parallel dazu die Slawophilie, die auf der Orthodoxie, der Autokratie und der Betonung des russischen Volkstums beruhte.[265] Warnungen vor einer «Germanisierung» Russlands wurden laut. 1871 wurden die Privilegien der deutschen Kolonisten aufgehoben, ein einschneidender Wendepunkt! Unter anderem wurden die finanziellen Begünstigungen abgeschafft, und 1874 wurde die Militärdienstpflicht eingeführt. Auch wurde die russische, resp. ukrainische Sprache als offizielle Sprache in den Kolonien eingeführt.[266] Im Jahr 1881 wurde Zar Alexander II. ermordet. Unter seinem Nachfolger, Alexander III., forderten Verfechter der Reaktion die Ausrottung der westeuropäischen Kultur. Die Sonder- und Eigenart der dem russischen Reich einverleibten nichtrussischen Nationalitäten galt ihnen als Affront. «Russland den Russen!» hiess die Parole. Die «Russifikation» wurde zur offiziellen Reichspolitik.[267]

Ein Teil der Russlanddeutschen reagierte mit erneuter Auswanderung. Insbesondere die Mennoniten sahen sich durch die Einführung der allgemei-

[265] Erik Amburger, S. 100.
[266] Siehe dazu Hösli, oben S. 21 f. und S. 49.
[267] Kaspar Hösli hatte Verständnis dafür, siehe oben S. 48 f.

nen Wehrpflicht zu einem grossen Teil gezwungen, das Zarenreich zu verlassen. 1887 wurde zudem das Recht zum Landerwerb für die Fremden eingeschränkt. Jetzt machten sich Tausende weiterer deutscher Kolonisten auf den Weg Richtung Nord- oder Süddakota, Nebraska, Kansas oder nach Kanada, wo sie ähnliche Bedingungen antrafen wie einst in Südrussland. Diejenigen, die blieben, fanden sich mit den neuen Bedingungen ab. Der Luzerner Kaufmann Otto Häfeli schrieb: «Besonders wir Schweizer waren sehr angesehen und hatten wirklich keinen Grund, unzufrieden zu sein. Wir trieben auch keine Politik, liessen Väterchen Zaren leben und machten unsere Geschäfte.»[268] Das galt offenbar auch für die verbliebenen deutschen Kolonisten, in deren Mitte Kaspar Hösli lebte.

An Informationsquellen standen Hösli vermutlich nur die Presseerzeugnisse der deutschen Kolonisten zur Verfügung, vielleicht noch russische Zeitungen. Hinweise auf das nach wie vor autoritäre politische Herrschaftssystem und das hierarchische Gesellschaftsgefüge Russlands werden darin Seltenheitswert gehabt haben. So wird Hösli kaum etwas von der steigenden Unruhe an russischen Universitäten und von den Unmutskundgebungen der städtischen Arbeiter und der zunehmend frustrierten Bauern gehört haben. Jedenfalls schreibt er nichts von all dem, und erst recht nichts von den Gefangenenlagern für Oppositionelle in Sibirien. Man muss sich die Welt der deutschen Kolonien als relativ geschlossen vorstellen. Hösli war einseitig informiert. Das Warnsignal von 1904/5 wurde von den Ausländern sicherlich vernommen. Wenn man vom Ehepaar Hösli absieht, zogen aber nur wenige von ihnen die Konsequenzen. Wobei natürlich zu sagen ist, dass der Weggang für das Ehepaar Hösli keinen materiellen Verlust bedeutete, wie das für die meisten Zurückgebliebenen der Fall gewesen wäre.

Ein Vertreter der Jenny-Familie schätzt die Zahl der russischen Staatsbürger deutscher Herkunft in Russland bei Kriegsbeginn 1914 auf gegen 2 Millionen: 600 000 an der Wolga, 850 000 in Südrussland inklusive Kaukasus, 250 000 in Wolhynien, 175 000 im Baltikum. Dazu kamen gut 200 000 deutsche Niedergelassene.[269] Über 200 000 dieser Russlanddeutschen kämpften im Ersten Weltkrieg an der Seite der Russen. Am Ende des Kriegs wurden sie trotzdem enteignet und in vielen Fällen zur Auswanderung gezwungen oder nach Sibirien deportiert.

[268] Schweizer im Zarenreich, S. 168.
[269] Adolf Jenny: Bilder von dem Leben und Streben der Russland-Schweizer und dem traurigen Ende ihrer Wirksamkeit, 1934, S. 115. Nach anderen Autoren sind diese Zahlen zu hoch gegriffen.

Laut einer Hochrechnung beträgt die Gesamtzahl der Russlandschweizer vom 17. Jahrhundert bis 1918 zwischen 38 000 und 57 000 Personen.[270] Von den von einer Forschergruppe untersuchten 3 587 Schweizern in Russland stammten 401 aus dem Kanton Glarus (wovon, wie oben erwähnt, 165 aus Netstal). Das sind gut 10% der erforschten Russlandschweizer, was weit überproportional ist im Verhältnis zur Bevölkerungszahl des Kantons. Graubünden stellte mit seinen Zuckerbäckern fast 30% der untersuchten Russlandschweizer. Vermutlich hängen die grossen Quoten der beiden Bergkantone mit den beschränkten beruflichen Aussichten der zumeist beruflich gut qualifizierten Auswanderer in ihrem Heimatkanton zusammen. Sie suchten sich eine grössere Herausforderung.[271]

Einzelne Schweizer Unternehmer, Direktoren und Bankiers liessen etwas von ihrem in Russland erworbenen Reichtum der Heimat zukommen. So unterstützte der Glarner Kaufmann Johann Jakob Blumer, der in St. Petersburg eine Wollweberei führte, seine Angehörigen im Glarnerland und die Bedürftigen in seiner Heimatgemeinde Schwanden grosszügig, ein anderer Glarner errichtete die Marty-Stiftung zur Ausbildung armer Kinder.[272] Leonhard Weber, der in St. Petersburg tätig war, stiftete 100 Louisdor an die neue Kirche von Netstal.[273]

Es soll mindestens 6000 Schweizer Rückwanderer gegeben haben.[274]

b) Zur evangelischen Pastoration in Südrussland

Doch nun zu den beiden auch von Kaspar Hösli genannten Schweizer Kolonien in Südrussland, Zürichtal und Chabag, und ihren Pfarrern. Hösli pflegte, wie seine Ausführungen nahe legen, mit den beiden evangelisch-reformierten Kirchgemeinden und ihren Pfarrern Kontakt. Es ist anzunehmen, dass er zumindest Chabag aus eigener Anschauung kannte. Beide Dörfer erfreuten sich zu seiner Zeit grossen Wohlstandes und Ansehens. Die Kolonisten in den beiden Dörfern hatten sich ihr Schweizer Bürgerrecht teilweise bewahren können.

[270] Schweizer im Zarenreich, S. 87.
[271] Schweizer im Zarenreich S. 81 f.
[272] Schweizer im Zarenreich, S. 247.
[273] Louisdor waren Goldstücke. In: Paul Thürer. Geschichte der Gemeinde Netstal, S. 273.
[274] Adolf Jenny: Bilder von dem Leben und Streben der Russland-Schweizer, S. 37. Ernst Jenny schätzt die Zahl der Schweizer Familien in Russland um 1917 auf 5000 bis 6000 Familien, was etwa 20 000 Personen bedeutet hätte. In: Wie verhielten sich die Schweizer zum Russentum, in: Alt-Russland und die Russland-Glarner S. 37.

Zürichtal (resp. Zürichthal) auf der Krim entstand im Jahr 1805.[275] Der Zürcher Hans Caspar Escher, zuvor in russischem Militärdienst, ergriff die Initiative zur Gründung dieser ersten schweizerischen, bäuerlichen Kolonie. Er trommelte 240 Auswanderungswillige in der Schweiz zusammen.[276] Die beschwerliche Reise führte im Spätherbst 1803 mit Schiffen und Pferdewagen über Regensburg, Wien, das Tatra-Gebirge und Lemberg auf die Krim. 30 bis 40 Reisende, vor allem Kinder, starben unterwegs an Pocken. Ein Teil der Leute kehrte um. Im Sommer 1804 kamen die Emigranten auf der Krim an, 1805 konnten sie an der Stelle eines zuvor von Krimtataren bewohnten Dorfes ihr Dorf, «Zürichtal», errichten.
J. Etterlin, Schweizer Vizekonsul, dann Konsul in Odessa, schreibt von den Überfällen der Tataren, denen die Siedler in Zürichtal anfangs ausgesetzt waren, und von den Krankheiten: «So kam es, dass in wenigen Jahren die Hälfte der Schweizer auf dem Gottesacker lag. Namentlich starben im Frühjahr 1812 nahe an 40 meistens erwachsene Personen am hitzigen Fieber. Sie waren so arm, dass ihnen der Sarg versagt wurde und sie nur in alten Lumpen der Erde übergeben werden konnten.»[277] Als schlimm empfanden es die Siedler, dass es keinen Pfarrer gab und deshalb kein ordentlicher Abdankungsgottesdienst abgehalten werden konnte. 1816 wohnten 190 Schweizer (neben 137 Deutschen) in Zürichtal, die meisten aus dem Kanton Zürich, andere aus dem Aargau, Bern, Luzern, der Waadt u.s.w. Auch Glarus war vertreten. Zürichtal galt bald als die reichste Siedlung unter den mittlerweile zahlreich gewordenen deutschen Kolonien der Krim. Über 44 Hektaren Land verfügten die Bauern um die Mitte des 19. Jahrhunderts durchschnittlich.

Laut Etterlin bestand in den Anfangszeiten der Kolonie «keine Aussicht, einen rechtschaffenen Pfarrer oder Schullehrer zu bekommen».[278] «Neuer Mut belebte die Ansiedler sichtbar, als im Jahre 1822 der erste Pfarrer, Heinrich Dietrich, aus der Schweiz kam. Da verbreitete sich rasch eine ganz andere, bessere Ordnung. Der kleinen Kirche, die kurze Zeit vor seiner Ankunft gebaut worden war, traten alsbald ein hübsches Pfarrgebäude und geräumiges Schulhaus zur Seite. [...] Besonders verdient machte er [Dietrich] sich durch Heranbildung eines Schullehrers und Einführung eines besseren Gesanges. Leider nur zu früh wurde er durch den Tod seinem segensreichen Wirken [...] 1827 im Alter von 33 Jahren entrissen. Aber die guten Folgen seines kurzen Lebens erstreckten sich bis auf den heutigen Tag. Ohne Die-

[275] Schweizer im Zarenreich, S. 52 f. u. Harry Schneider, S. 129 ff., 188 f. etc., u. Leo Weisz: Schweizer in Taurien, in: NZZ Nr. 966, 21. Mai 1931.
[276] Diese und die folgenden Angaben im Abschnitt stammen teilweise aus dem Artikel von Norbert Rütsche: Auf Spurensuche im ukrainischen Zürichtal, in: Mittelland-Zeitung, 14. Jan. 2003.
[277] J. Etterlin: Die ehemaligen Schweizerkolonien in Russland ..., 1945, S. 53.
[278] J. Etterlin, S. 53.

trich wäre wohl Zürichtal nicht die vornehmste Kolonie in der Krim geworden, wie sie jetzt genannt zu werden verdient.»[279]
Dietrich stammte aus dem zürcherischen Schwerzenbach und hatte seine Ausbildung am Basler Missionshaus erhalten. Er schrieb, es sei nicht leicht, in einer Kolonie Pfarrer zu sei. Man habe es mit «frechsten Gottes- und Christusleugnern sowohl als mit den ärgsten Fantasten» zu tun. Es erfordere nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch «Menschenkenntnis und Klugheit», mit diesen Leuten umzugehen.[280] Kaspar Hösli sollte sich Jahrzehnte später vor ähnliche Probleme gestellt sehen.

Zürichtal entwickelte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts zum kirchlichen Zentrum von 36 Bauernkolonien. Auch die evangelisch-reformierten Stadtgemeinden in Kertsch, Theodosia und Stary Krim gehörten dazu.[281] 1860 wurde an erhöhter Stelle des Dorfes eine neue stattliche Kirche errichtet. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg zählte das Dorf 600 Einwohner. Etterlin, der das Dorf zu diesem Zeitpunkt besuchte, beschreibt es folgendermassen: «Zürichtal ist von der Natur in mehrfacher Beziehung begünstigt. [...] vom Osten her verdeckt dem Wanderer eine lange, den Bach einfassende Hügelkette den Anblick des Dorfes, bis er an deren mit Weingärten besetzten Abhange unmittelbar in dasselbe eintritt. Nach Westen liegt es frei und ist stundenweit sichtbar mit seinen roten Ziegeldächern, die sie einer kleinen Stadt ähnlich machen. [...] Gegen Norden begrenzt [es] ein anmutiges Wäldchen von wilden Obstbäumen, Rüstern, Weiden und Silberpappeln, und im Süden entfaltet das benachbarte Gebirge eine wahrhaft liebliche Schweizerlandschaft. Am Bache finden sich Gärten und Wiesen. [...].»[282] Im Jahr der Revolution, 1917, lebten in 45 Gemeinden der Krim Nachkommen von Schweizer Einwanderern. Dann kam das bittere Ende.[283]
In Bessarabien, das 1812 Russland angegliedert worden war, entstand im Jahr 1822 das zweite Schweizer Dorf Südrusslands: Chabag[284] (französische Schreibweise, die auch Kaspar Hösli verwendete, resp. Chabo, Schaba, Sabo). Das Dorf liegt etwa 80 Kilometer westlich von Odessa, wenige Kilometer nördlich der Schwarzmeerküste am westlichen Ufer des Dnjestr-Mündungstrichters. Zuvor war es – wie Zürichtal – ein tatarisch-türkisches

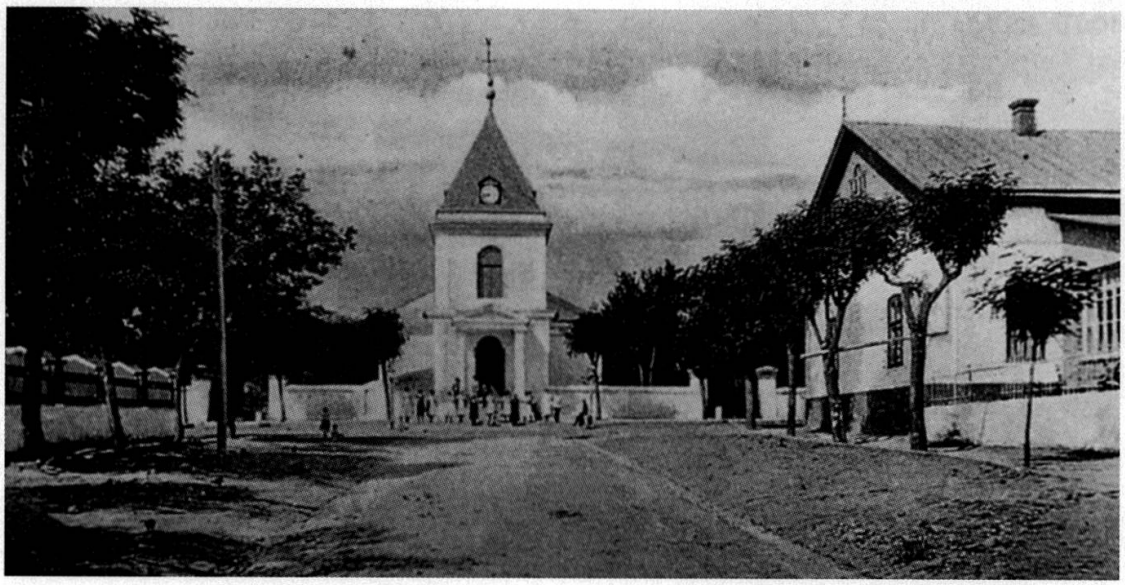
[279] Ebenda.
[280] Harrry Schneider, S. 186.
[281] J. Etterlin, S. 54.
[282] J. Etterlin, S. 52.
[283] In den 1930er-Jahren, unter der Herrschaft Stalins, wurde die Kirche von Zürichtal in ein Kulturhaus umgewandelt. Der Turm wurde gesprengt. 1941 wurden die Deutschen zu «Staatsfeinden» erklärt und mit ihnen die wenigen Schweizer, die noch nicht geflüchtet waren. Sie wurden nach Kasachstan deportiert. Aus: Norbert Rütsche: Auf Spurensuche im ukrainischen Zürichtal, Mittelland-Zeitung, 14. Jan. 2003.
[284] Der Abschreiber Walther Rüegg las Höslis Handschrift fälschlicherweise als Chabay.

Dorf gewesen.[285] Mehrere Waadtländer Weinbauern, vermittelt durch de La Harpe, dazu einige Baselbieter Familien sowie die Glarner Familie Zwicky vom Kerenzerberg liessen sich in Chabag nieder. Die Türken hatten hier u.a. Trauben zum Frischverzehr angepflanzt. Nach dem Wunsch von Zar Alexander I. sollte in Chabag der Anfang einer russischen Weinkultur entstehen. Klima und Bodenbeschaffenheit – die Erde im Küstenstreifen ist sandig – waren dazu sehr geeignet. Bald konnte sich das Dorf seines Weins rühmen. Zudem wurden Mais, Sonnenblumen, Tabak und Maulbeerbäume für die Seidenraupenzucht angepflanzt. Der ursprünglich türkische Name «Acha-Bag» bedeutet «Gärten der Niederung». Der Name passt, es ist eine blühende Gegend. Seine Glanzzeit erlebte Chabag von 1890 bis 1914. Es gab sogar eine Apotheke und ein Museum.[286] Das Dorf war eine «Suisse en miniature».[287]

Die mehrheitlich französischsprachigen Siedler suchten einen Pfarrer aus der Westschweiz für ihre Gemeinde zu gewinnen.[288] Das stellte sich allerdings als mühsam heraus: Über zwanzig Jahre dauerte es, bis sie 1843 in der Person von Francois Louis Bugnion endlich ihren ersten Pfarrer fanden. Der junge Waadtländer war eigentlich Lehrer, predigte aber auch, was den russischen Behörden missfiel. Deshalb eignete sich Bugnion im Eiltempo in der Schweiz etwas Theologie an. Er wurde ordiniert und daraufhin 1846 offiziell in Chabag als Pfarrer eingesetzt. Die Kirche war bereits 1845 erbaut worden. Bugnion muss ein origineller Pfarrer gewesen sein. Er gründete eine Sparkasse, die Société de tempérence und eine handgeschriebene Zeitschrift.[289] Mit grossen zeitlichen Abständen folgten auf Bugnion drei weitere Westschweizer Pfarrer, die beiden Ersteren zu Höslis Zeit: V.-E. Othenin-Girard, Ernst Cousin und, von 1912 bis 1920, Walter Jung. Mit Sicherheit kannte Hösli diese Pfarrer und hat das Dorf wohl auch besucht.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Bessarabien zu Rumänien geschlagen, sodass die Schweizer in Chabag bleiben konnten. Es gab nun fast 900 Einwohner, 97 schweizerische Familien und etwa dreissig deutsche. 1944 kam das Dorf an die Sowjetunion. Das war das Ende der Kolonie. Die Schweizer kehrten teilweise in die alte Heimat zurück. Der Weinbau in Chabag wurde aber weitergeführt.[290] Im Jahr 1988 besuchte eine Gruppe von dreissig Schweizern

[285] In der Nähe von Chabag befand sich das altgriechische Tyras und noch heute die mittelalterliche riesige Festung Akkerman. Vgl. Schweizer im Zarenreich, S. 273.
[286] J. Etterlin, S. 45.
[287] Schweizer im Zarenreich, S. 59.
[288] Harry Schneider, S. 82 ff.
[289] Harry Schneider, S. 198.
[290] Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs spaltete sich Chabag in eine deutschfreundliche und eine schweizerische Partei. Das Gebiet war bald russisch, bald rumänisch, dann endgültig sowjetisch.



Das Schweizer Weinbauerndorf Chabag mit der evangelischen Kirche. Gegründet 1822.

die Winzersiedlung, in der sie einst geboren worden waren. Unter ihnen befand sich die dreiundachzigjährige Glarnerin Mathilde Zwicky.[291]

Soweit die beiden Schweizer Dörfer!

Und damit zurück zu den mehrheitlich deutschen Protestanten in ganz Russland: Bis etwa 1700 war ihre Zahl verschwindend klein. Sie erhöhte sich mit der Angliederung der baltischen Länder Estland, Kurland und Livland unter Peter dem Grossen schlagartig. Und die Ansiedlung von deutschen Bauern an der Wolga unter Katharina II. und am Schwarzen Meer unter Alexander I. liess ihre Zahl nochmals anschwellen.
Die geistliche Betreuung der evangelischen Ausländer wurde zuerst ihnen selbst überlassen, von den Zaren aber nicht behindert. Wie oben ausgeführt, verstand sich Russland im Prinzip bis zum Ende der Zarenherrschaft als orthodoxes Reich. Die orthodoxe Kirche genoss einen privilegierten Status. Doch wurden die evangelische und die katholische Konfession geduldet, die jüdische und die muslimische ebenfalls. Russland war seit der Eroberung Sibiriens, Innerasiens und des Kaukasus ein Vielvölkerstaat. «Die Zugehörigkeit zu einer Konfession bzw. Religion hing weitgehend mit der Zugehörig-

Am Ende der Herrschaft Gorbatschows, der dem Alkoholismus wehren wollte, wurde der Weinbau aufgegeben. Heute (2009) gehört das Gebiet zur Ukraine. Ukrainer betreiben jetzt das Weingut, wie sich die Autorin des vorliegenden Beitrags 2007 in Chabag überzeugen konnte. In den Kellern gibt es noch immer Eichenfässer aus der Schweizer Zeit.

[291] Aus Newspaper-Cutting vom 2. Nov. 1988, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.

keit zu einer bestimmten Ethnie zusammen. Die Abwerbung von orthodoxen Gläubigen [...] durch Mission nicht-orthodoxer Kirchen [...] war verboten, die Kinder aus gemischt konfessionellen Ehen mit einem orthodoxen Partner wurden automatisch Mitglieder der russisch-orthodoxen Kirche.»[292] Auch war es den nicht-orthodoxen Kirchen verboten, Russisch als Kirchensprache zu verwenden. So wurde die orthodoxe Staatskirche vor Konkurrenzierung geschützt. Gleichzeitig konnte so die Identität der bäuerlichen deutschen Einwanderer, die ja die russische Staatsbürgerschaft hatten annehmen müssen, über Generationen hinweg bewahrt werden.

Generell ist zu sagen, dass es sehr schwierig war, Pfarrer für die evangelischen Kirchgemeinden in Russland zu finden. Während langer Zeit existierte in Russland keine Ausbildungsstätte für evangelische Pfarrer. Man musste sie aus den Herkunftsländern der Ausländer holen. Am ehesten noch liessen sich westliche Pfarrer in die russischen Grossstädte berufen. Sie verfügten meistens über einen regulären Studiumabschluss an einer Universität ihres Herkunftslandes, einige davon waren sogar hochqualifiziert wie der Zürcher Johannes von Muralt, der von 1810 bis 1850 Pfarrer an der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde in St. Petersburg war und bis in Hofkreise hinein grosses Ansehen genoss. Insgesamt zwölf Schweizer Pfarrer arbeiteten bis zur russischen Revolution in St. Petersburg. Sieben waren es in Moskau, unter ihnen, von 1846 bis 1886, der St. Galler Paul Naef.

Ein reguläres Universitätsstudium hatte auch der Zürcher Gottfried Wilhelm Locher absolviert. Er war von 1870 bis 1873 Pfarrer im südrussischen Neudorf, in der Rohrbach am nächsten gelegenen evangelisch-reformierten Kirchgemeinde.[293] Locher bildete eine Ausnahme. Im Allgemeinen galt: Je abgelegener und ländlicher eine Kirchgemeinde war, desto weniger attraktiv war sie für westliche Theologen und desto bescheidener waren die Ansprüche, welche diese an die Ausbildung des Predigers stellen konnte. Die ländlichen Kirchspiele dehnten sich über riesige Flächen aus, die Arbeit war gross, die Löhne im Vergleich zu den Städten relativ bescheiden. Einzelne Pastoren hatten bis zu 15 000 Seelen zu betreuen.[294] Auch war das Klima vielerorts von Extremen gezeichnet. Die bäuerlichen Siedler hatten «allfälligen Interessenten kaum etwas anderes zu bieten als die Aussicht auf Entbehrungen und allenfalls auf Abenteuer».[295] Oft blieben die ländlichen Pfarrstellen lange Zeit vakant. Erstaunlicherweise waren es insgesamt doch gegen vierzig

[292] Dies galt bis 1905, als die Religionsfreiheit eingeführt wurde. Siehe Walter Grassmann, S. 19 f.
[293] Vgl. oben zum Pfarrerehepaar Weigum in Neudorf. S. 26.
[294] Walter Grassmann, S. 62.
[295] Harry Schneider, S. 55.

Schweizer, die sich für ein Pfarramt in einer der Bauernkolonien im südlichen Russland zur Verfügung stellten.[296] Bei der Vermittlung dieser Pfarrer hatte zuerst die Herrnhuter Brüdergemeine[297] die Hände im Spiel, später die Basler Mission.

Ein Kenner der Materie schreibt: «Anfangs des 19. Jahrhunderts entstand in Basel ein religiöses Zentrum, das über längere Zeit wichtige Beiträge für die Pastoration der Protestanten Russlands leistete. Man könnte diese Stadt für das 19. Jahrhundert etwas überspitzt sogar als <Rom der pietistischen Bauernkolonien Russlands> bezeichnen: Insgesamt über 90 Männer, darunter 18 Schweizer, wurden über Basler Kontakte nach Russland vermittelt [...].»[298] 61 dieser Männer waren Zöglinge der Missionsgesellschaft, von denen wiederum 45 (darunter 10 Schweizer) im Pfarramt standen; die restlichen 16 wirkten als Missionare oder Lehrer.[299] Die Basler Mission, die demnach einen äusserst wichtigen Beitrag zur geistlichen Betreuung der Kolonisten leistete, war 1815 von pietistisch gesinnten, der Landeskirche angehörenden Baslern und Württembergern gegründet worden. 1816 nahm die Missionsschule den Betrieb auf. Hunderte von jungen Männern durchliefen im Verlauf des 19. Jahrhunderts diese Ausbildungsstätte. Die Schüler stammten meistens aus einfachen sozialen Schichten und hatten in der Regel eine handwerkliche Berufslehre absolviert. Sofern sie für «bekehrt» befunden wurden, konnten sie an der Missionsschule unentgeltlich eine solide biblische und allgemeinbildende Schulung durchlaufen.

Die geistliche Förderung der Kolonisten wurde von der Regierung unter Alexander I. auf jede geeignete Art angestrebt. Der Zar, der sich mehr und mehr einer «mystischen Frömmigkeit»[300] hingab, hielt grosse Stücke auf die Basler Mission und die Leute, die dort geschult wurden. Es wurden zehn junge Schweizer (und fast dreissig Deutsche), die ihre Ausbildung bei der Basler Mission genossen hatten, in das Schwarzmeergebiet geholt, unter ihnen 1822 als einer der Ersten Heinrich Dietrich von der Kirchgemeinde Zürichtal.[301]

Zudem sandte die Basler Mission im Jahr 1820 neun Prediger und fünfzehn Lehrer in das Wolga- Gebiet.[302] 1823 schickte sie weitere fünf Missionare in

[296] Ebenda.
[297] Zu den Herrnhutern siehe S. 80 und Fussnote 229.
[298] Harry Schneider, S. 66. Zu den Basler theologischen Schulen siehe S. 14.
[299] Harry Schneider, S. 72.
[300] Erik Amberger: Geschichte des Protestantismus in Russland, S. 67.
[301] Harry Schneider, S. 72. Zu Zürichtal und Pfarrer Dietrich siehe S. 53 und S. 91 f.
[302] Dies unter Absprache mit dem evangelischen Superintendenten Böttiger in Odessa. Die Stellung des Superintendenten ist vergleichbar mit derjenigen eines heutigen lutherischen Bischofs. Demnach gab es damals in Odessa und Umgebung schon eine ganze Anzahl evangelischer Gemeinden.

das südöstlich der Wolga gelegene Steppengebiet, darunter die beiden Schweizer Heinrich Benz (der, kaum in Russland angekommen, an einem «Fieber» verstarb), und Johann Jakob Lang. Die Basler Mission hatte dabei zwei Ziele vor Augen: die Seelsorge an den Kolonisten und die Missionierung der «Heiden», d.h. der muslimischen Tataren. Der Erfolg bei der Missionierung der Muslime liess allerdings auf sich warten.[303] Johann Jakob Lang und seine Kollegen begaben sich deshalb nach Georgien, wo, wie sogleich ausgeführt werden wird, eine schwierige Aufgabe auf sie wartete.

Der Theologe Wilhelm Schlatter, der eng mit der Basler Mission verbunden war, schrieb dazu: «Die sieben Gemeinden in Grusien [d.h. Georgien, das 1801 an Russland gekommen war] bildeten einen Gegenstand besonderer Fürsorge. Ehe die Basler Missionare ins Land kamen, herrschte unter diesen Auswanderern durch Separatismus und Subjektivismus arge Zerklüftung. [Missionar] Dittrich vermochte alsdann, den bessern Teil dieser Gemeinden für eine von ihm aufgestellte, einfache Kirchenordnung im presbyterianischen Sinne zu gewinnen.»[304]

Die «arge Zerklüftung» in den evangelischen Gemeinden Georgiens hatte ihren Grund im Wirken der «bekehrten» deutsch-baltischen Baronin Juliane von Krüdener. Sie und ihre Freunde verkündigten das Weltende: zuerst auf 1821, dann auf 1836 und schliesslich auf 1843. Die Wiederkunft Christi solle, sagte sie, möglichst nahe dem – damals türkischen – Jerusalem erwartet werden. Im Kaukasus werde die neue Arche Noah stehen. Die Baronin trat in Deutschland und in der Schweiz, so in Basel und in Arbon, als charismatische Predigerin auf. Tausende, Deutsche und Schweizer, folgten ihrem Aufruf. Im Herbst 1817 ging es in vollgepfropften Schiffen die Donau hinunter. Viele starben. Kranke wurden den Winter über in Odessa im Spital gepflegt. Die Gesunden wurden von deutschen Kolonisten im Hinterland Odessas aufgenommen. Es gelang, einen Teil der «Frommen» von der Weiterreise abzuhalten. Diese gründeten nördlich von Odessa mehrere Kolonien mit separierten Gemeinden, darunter Waterloo, das später zum Kirchspiel Kaspar Höslis gehören sollte.[305]

[303] Deshalb wandten sich die Missionare nach Georgien, das seit 1801 russisches Protektorat war und wo es 500 deutsche Kolonistenfamilien in sieben Gemeinden gab.
[304] Wilhelm Schlatter: Geschichte der Basler Mission, 1. Band 1916, S. 118. Vgl.: Schweizer im Zarenreich, S. 60 ff.
[305] Siehe dazu Adolf Jenny (Jenny zitiert Leo Weisz): Leistungen und Schicksale der Russland-Schweizer, S. 96 ff. und speziell S. 103 f. Die 1840 gegründete Pilgermission St. Chrischona in Riehen bei Basel sandte bis 1907 insgesamt 27 Absolventen nach Russland, davon 4 Schweizer, vor allem in separierte Gemeinden. Die Chrischona-Absolventen waren nur als Evangelisten, nicht als Pfarrer anerkannt. Vgl. Harry Schneider, S. 73.

Fünfhundert Familien, darunter sechzig schweizerische, brachen jedoch im Frühjahr 1818 von Odessa nach Georgien auf, wo sie die sieben oben erwähnten Dörfer – «Bergungsorte» – gründeten und die Endzeit abwarten wollten. In die darauf folgende «Zerklüftung» schaltete sich, wie bereits gesagt, die Basler Mission ein: «Das Komitee in Basel freute sich dieser Konsolidierung der Verhältnisse auf gesicherter, staatsrechtlicher Grundlage und leistete durch Überlassung geeigneter Persönlichkeiten die nötige Hilfe, welche die Pastoration in Grusien [Georgien] ermöglichte, dabei nahm es den klaren Standpunkt ein, dass, wenn diese Gemeinden als Ganzes oder zu einem bedeutenden Teil sich von der protestantischen Staatskirche separierten, ihr Zusammenhang mit Basel dadurch hinfällig würde. Der Kampf gegen schwärmerisches Wesen macht viel Not.» [306]

Die Basler Mission dehnte ihre Tätigkeit auf ganz Südrussland aus: «Im Jahre 1836 wirkten 14 Basler Zöglinge unter den deutschen Kolonisten in Südrussland; es waren: Dittrich, Oberpastor in Tiflis, Doll in Nicolajew, Steinmann in Josephsthal, Fletnitzer in Odessa, Föll in Höchstedt, Bonekemper in Rohrbach, Kylius in Zürichthal, Breidenbach in Helenendorf, Bonwetsch in Katharinenfeld, Jordan in Marienfeld, Biesenbruck in Odessa, Pensel in Glücksthal, Hübner in Elisabeththal, Roth in Alexandersdorf und Gross in Saratow.»[307]

Einer der Vorgänger Kaspar Höslis in Rohrbach figuriert in dieser Aufzählung: der am Basler Missionshaus ausgebildete Rheinländer Johannes Bonekemper (bis 1848 Pfarrer in Rohrbach). Pastor Bonekemper erwarb sich als Pietist von altem Schrot und Korn grosse Verdienste um das Kirchenwesen in Südrussland und insbesondere um seine Kirchgemeinde Rohrbach. Er dämpfte den religiösen Überschwang von 1847, von dem Hösli berichtet.[308] Auch verteidigte er die althergebrachten reformierten gottesdienstlichen Formen gegenüber den lutherischen Gemeindemitgliedern, welche ihre lutherische Liturgie einführen wollten.[309] Bonekempers Sohn Karl (1827 – 1893), der in Odessa geboren war, wirkte von 1865 an ebenfalls als Pfarrer in Rohrbach.[310]

Den Basler Missionaren gelang es verschiedentlich, das religiöse Schwärmertum in den Kolonien unter Kontrolle zu bringen. Zu einem Fallstrick für sie

[306] Wilhelm Schlatter: Geschichte der Basler Mission, 1. Band, S. 119.
[307] Ebenda.
[308] Siehe dazu S. 61.
[309] Erik Amburger, S. 89. Zu den Spannungen zwischen Reformierten und Lutheranern siehe unten, S. 101 ff.
[310] Er war mit einer der Töchter des oben erwähnten Basler Missionars Johann Jakob Lang verheiratet, nun Pfarrer in Georgien. Karl Bonekemper starb in den USA, was darauf hinweist, dass er im Zusammenhang mit der Verschärfung des Ausländerrechts Russland verliess. Vgl. Harry Schneider, S. 259 f.

wurde hingegen, dass sie unter den armenischen Christen in Georgien eine evangelische Bewegung in Gang setzten. Das führte zu heftiger Gegenwehr des armenischen Katholikos. Die russische Regierung, die unter den Nachfolgern Alexanders I. den Basler Missionaren ohnehin nicht mehr so wohl gesinnt war, verbot 1835 die Armeniermission und wies die Missionare aus Transkaukasien, d.h. Georgien, aus.[311] Sie durften aber weiterhin unter den deutschen Kolonisten Südrusslands tätig sein. Bereits 1829 war die Anstellung neuer Basler Missionare verboten worden, dann erneut 1852, aber beide Male teilweise wieder zugelassen.[312]

Die Basler Mission hat ein grosses Verdienst um die geistliche Betreuung der bäuerlichen Kolonisten Russlands in der Anfangszeit. Allein in das Schwarzmeergebiet sandte sie, wie gesagt, etwa 40 ihrer Zöglinge, teils Deutsche, teils Schweizer.[313] Von etwa 1850 an war ihre grosse Zeit in Russland aber vorbei (Schwerpunkte ihres Wirkens waren nun ohnehin Indien und Afrika). Doch sie bahnte den nachfolgenden evangelischen Pfarrern, vermutlich auch Kaspar Hösli, den Weg nach Russland.

Zwei staatliche Eingriffe veränderten die Situation der evangelischen Kirche Russlands fundamental:
Zunächst wurde im Jahr 1802 in der baltischen Stadt Dorpat (=Tartu im heutigen Estland) eine deutschsprachige Universität gegründet. Ihr wurde auch eine evangelische, streng lutherische theologische Fakultät angegliedert.[314] An ihr studierten die jungen evangelischen Balten Theologie, in der Regel aber auch die Söhne von lutherischen Russlanddeutschen und auch 14 reformierte junge Schweizer, die in Russland geboren waren. Die Dorpater Absolventen wirkten nach Abschluss ihres Studiums am liebsten in Gemeinden im Baltikum oder in einer nordrussischen Stadtgemeinde. Von der Mitte des Jahrhunderts an liessen sie sich jedoch zunehmend in südliche lutherische Bauernkolonien wählen, ab 1854 sogar nach Georgien.[315] In von Dorpat beeinflussten lutherischen Kreisen hiess es nun, die Tätigkeit der Basler Missionszöglinge in Südrussland sei «unvereinbar mit der reinen Lehre Luthers».[316] Das war einer der Gründe, weshalb die russischen Behör-

[311] Erik Amburger, S.73 f. – Katholikos = Oberhaupt der armenisch-orthodoxen Kirche. – Siehe dazu auch Wilhelm Schlatter: Geschichte der Basler Mission 1815–1915, 1. Band, S. 95 ff.
[312] Die armenisch-evangelischen Gemeinden konnten sich offenbar halten. Tigran Shaveled, Mitstudent Höslis an der EPS, stammte vermutlich aus einer solchen Gemeinde, siehe oben S. 17. Ein zusätzlicher Grund für die Massnahmen gegen die Basler Missionare wird auf dieser Seite weiter unten genannt.
[313] Schweizer im Zarenreich, S. 315 f.
[314] Walter Grassmann, S. 54.
[315] Erik Amburger, S. 73.
[316] Erik Amburger, S. 90.

den die Anstellung von Basler Missionaren einzuschränken suchten, aber auch das fehlende Universitätsstudium und die fehlende Ordination.[317]

Als zweites entstand im Jahr 1810, unter Zar Alexander I., eine staatliche Oberverwaltung für die fremden Bekenntnisse,[318] die aber bald durch eine umfassendere Ordnung ersetzt wurde: «Zar Nikolaus I. [rief] als Oberhaupt aller Kirchen in seinem Reich 1832 per Dekret die <Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland> ins Leben. Die lutherische Kirche erhielt im Vergleich zur russisch-orthodoxen Kirche den Rang einer Kirche minderen Rechts; die Lutheraner gehörten nur einer geduldeten Konfession an. [...] Die Kirche umfasste nun aber erstmals das ganze russische Reich.»[319] Mit anderen Worten: Die lutherische Kirche wurde zur Staatskirche. Innerhalb des Innenministeriums wurde ein Oberkonsistorium für die lutherische Konfession eingerichtet mit einem weltlichen Präsidenten und einem geistlichen Vizepräsidenten an der Spitze, beide vom Zaren ernannt.[320] Darunter gab es zwei Konsistorien: eines in St. Petersburg, zuständig vom Polarmeer bis zum Schwarzen Meer, und eines in Moskau, zuständig für Zentralrussland, den Südosten des Reiches und Sibirien. Auf der Ebene unterhalb der beiden Konsistorien gab es Pröbste, in jenem von St. Petersburg fünf an der Zahl. «Die Gemeinden, die eigentliche Keimzelle der Kirche, wurden in der Verfassung kaum berücksichtigt.»[321] Diese waren immerhin zuständig für den Kirchenbau und konnten den Geistlichen berufen. «Eine Generalsynode existierte nicht. Es war eine hierarchische Verfassung. Die Konsistorien spielten häufiger eher die Rolle einer staatlichen Behörde als die eines kirchlichen Organs»,[322] so die deutlichen Worte eines Kirchenhistorikers. Hösli scheint das Demokratiedefizit der evangelischen Kirche und ihre Blauäugigkeit gegenüber dem Staat hingenommen zu haben.

Der lutherischen Kirche wurden vom Staat verschiedene Aufgaben übertragen: «Dazu gehörten die standesamtlichen Pflichten der Pastoren wie die Registrierung von Geburten, Trauungen und Sterbefällen. Zusätzlich war auch das sittliche Verhalten der Kolonisten zu überwachen. Die konsistoriale Ordnung brachte den Lutheranern zwar eine einheitliche Organisation, sie liess allerdings die lutherische Kirche in eine starke Abhängigkeit vom Staat treten.»[323] Auch musste der Pfarrer die Dorfschule überwachen. Er hatte Streitig-

[317] Harry Schneider, S. 73.
[318] Walter Grassmann, S. 55.
[319] Walter Grassmann, S. 56. Vgl. dazu auch Höslis Ausführungen über das Kirchengesetz, oben S. 55 ff.
[320] Erik Amburger, S. 76 ff.
[321] Walter Grassmann, S. 57.
[322] Walter Grassmann, S. 58.
[323] Ebenda.

keiten zu schlichten und manchmal Gemeindeglieder vor Gericht zu vertreten.[324] All dies betraf auch die reformierte Kirche und damit die Tätigkeit von Kaspar Hösli. Typisch ist, dass seine Berufung nach Rohrbach dem Ministerium des Innern in St. Petersburg vorgelegt[325] und seine Wahl durch den Gouverneur des Gouvernements Cherson bestätigt werden musste. Auch seine Demission musste in St. Petersburg genehmigt werden.

Die Reformierten nahmen eine Sonderstellung ein innerhalb der lutherischen Kirchenpyramide: Sie unterstanden einerseits direkt dem Innenministerium, anderseits verfügten sie über eine Untergruppe, die so genannte «Reformierte Sitzung» innerhalb der beiden lutherischen Konsistorien. Die «Sitzung» wurde bei Geschäften, welche die Reformierten betrafen, angehört. Doch die reformierte Kirche gehörte nun faktisch zur lutherischen Staatskirche. Da das Gesetz von 1832 mit Bestimmungen über die Lehre eingeleitet war, die, ganz im Sinne Dorpats, auf dem lutherischen Konkordienbuch beruhten, waren Spannungen zwischen Lutheranern und Reformierten vorprogrammiert.[326] Sie manifestierten sich vor allem in Südrussland.

Der Streit brach zuerst in Odessa aus. Hier gab es seit 1803 einen evangelisch-lutherischen Pfarrer. Innerhalb seiner Gemeinde gab es auch Reformierte. Der Konflikt zwischen den beiden Gemeindeteilen führte 1843 zur Spaltung: Die Reformierten gründeten eine eigene Kirchgemeinde. Sie bauten eine kleine Kirche, in welcher Deutsch und Französisch gepredigt wurde, denn viele Gemeindeglieder waren Westschweizer. Unter den Pfarrern der neuen Gemeinde gab es aber nur gerade zwei Schweizer: den Neuenburger Gustave Henry (1848/9–1851) und den Berner Friedrich Kleinhaus (1873 –1884).[327] Die übrigen stammten fast alle aus Württemberg. Die Kirchgemeinde war mit gut 500 Mitgliedern (um 1864) relativ klein, aber äusserst wichtig für den Zusammenhalt der ansässigen evangelischen Schweizer.[328] Sie muss aber stark gewachsen sein: 1900 errichtete sie, wie oben erwähnt, eine repräsentative, mächtige Kirche in neugotischem Stil mitsamt mehreren Nebenräumlichkeiten mitten in der Stadt.[329]

Zum Schluss des Kapitels und damit des ganzen Beitrags soll nochmals auf Kaspar Höslis Kirchgemeinde, resp. das Kirchspiel Rohrbach-Worms und Waterloo, eingegangen werden. Das Dorf Rohrbach im Beresan-Distrikt des

[324] Harry Schneider, S. 186 f.
[325] Siehe dazu oben S. 21.
[326] Erik Amberger, S. 76 ff. und Harry Schneider, S. 151.
[327] Harry Schneider, S. 48.
[328] Erik Amburger, S. 128.
[329] Vgl. dazu Marianne Jehle-Wildberger: Adolf Keller (1872–1963). Pionier der ökumenischen Bewegung, S. 159/160 u. S. 239 ff. – Siehe unten Bild S. 107.

Postkarte der evangelisch-reformierten Pfarrer Russlands
an Kaspar Hösli vom Treffen in Riga, 24. Juli 1904.

Gouvernements Cherson (nordöstlich von Odessa) war (wie auch das benachbarte Worms) im Jahr 1809 gegründet worden. Die Rohrbacher stammten teilweise aus dem deutschen Rohrbach in der Pfalz. Sie waren mehrheitlich evangelisch-reformiert, bildeten also eine Insel unter den sie umgebenden Lutheranern. Heute heisst die Gemeinde auf Ukrainisch Novosvitlika (auf Russisch Nowoswetlowka). Vor Hösli hatten bereits zwei andere Schweizer das evangelisch-reformierte Kirchspiel Rohrbach-Worms und Waterloo betreut: Ph. Jakob Ühlinger (1861 – 1865) und Johannes Glinz (1877 – 1882)[330], die beide in Basel studiert hatten, vermutlich im Missionshaus. Zwischen den beiden Schweizern war der oben erwähnte Karl Bonekemper Pfarrer in Rohrbach-Worms.[331]

Kaspar Hösli muss der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Rohrbach-Worms und Waterloo sehr willkommen gewesen sein, nur schon, weil es für die «wenig attraktiven Kolonistendörfer schwer [war], einen Pastor zu finden»,[332] vor allem aber, weil er nicht, wie etliche Pfarrer der Umgegend, von der hochkirchlich-lutherischen Fakultät in Dorpat kam. Die in ihrer Mehr-

[330] Johannes Glinz zog vom appenzellischen Wolfhalden aus samt seiner Frau Rosalie in Rohrbach ein, verliess die Kolonie aber nach viereinhalb Jahren bereits wieder, um Hausvater und theologischer Lehrer bei der Pilgermission St. Chrischona zu werden.
[331] Siehe S. 98.
[332] Walter Grassmann. S. 59.

heit evangelisch-reformierten Gemeindemitglieder von Rohrbach hielten nichts von gesungener Liturgie, von brennenden Kerzen und von Kruzifixen. In Rohrbach war es seinerzeit zum Streit zwischen Reformierten und Lutheranern gekommen, weil die Kirchgemeinde «bei der Berufung eines neuen Predigers kurzweg als <lutherisch> bezeichnet wurde. Man erklärte sich für <evangelisch> und verlangte nach einem reformierten Pastor, was endlich 1859 bewilligt wurde, worauf auch hier 1861 eine Trennung der Konfessionen erfolgte: Das Kirchspiel Rohrbach-Worms wurde reformiert, Johannisthal-Waterloo und Worms-Rohrbach hiessen die neuen lutherischen Kirchspiele.»[333] Die benachbarte evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Neudorf konstituierte sich ebenfalls 1861, auch dort nach heftigem Zwist. Zu seinem lutherischen Kollegen, der wie er selbst sowohl in Rohrbach als auch in Worms tätig war, scheint Höslis Verhältnis etwas getrübt gewesen zu sein.[334]

In Worms, wo die Lutheraner die Mehrheit ausmachten, hatte Hösli also nur die Reformierten zu betreuen, ebenso im weit entfernten Waterloo,[335] das 1819 entstanden war. Dazu kamen die weit verstreuten Gutshöfe. Mit gegen 5000 Gemeindegliedern[336] war Rohrbach-Worms und Waterloo ein mittelgrosses Kirchspiel, doch gab es mehrere Predigtstationen. Und auf jedem Gutshof, den Hösli besuchte, erwartete man, dass er eine Andacht halte. Wenn von einem anderen evangelischen Schweizer Pfarrer mit noch grösserer Gemeinde[337] berichtet wird, dass er jährlich 270 Predigten gehalten habe (selbstverständlich nicht jedes Mal eine neue), so dürften es im Fall Hösli vielleicht die Hälfte gewesen sein. Dazu kamen unzählige Kasualien, oft auch auf den Gutshöfen, dann der Unterricht, die Seelsorge, die Beaufsichtigung der Dorfschule, die staatlichen Amtspflichten. An Arbeit fehlte es wahrlich nicht. Die Stellung der evangelischen Kirche im russischen Reich war seit dem Erlass des Kirchengesetzes von 1832 äusserlich gesehen weitgehend gesichert. Dafür war sie «von innen heraus und durch Angriffe von Sekten immer wieder bedroht».[338] In Kaspar Höslis Aufzeichnungen spiegelt sich dieses Problem deutlich wider. Die «Stundisten» empfand er nicht als Bedrohung, ganz im Gegenteil. Er sah in diesen Pietisten alter Schule eine Stütze der Gemeinde.[339] Hösli lehnte aber die «Erweckungen» extremer Ausprägung in den einsamen Dörfern und Bauernhöfen im Schwarzmeergebiet, zu denen es auch in seiner Gemeinde gekommen war, deutlich ab.[340] Und er war of-

[333] Erik Amburger, S. 89.
[334] Walther Rüegg: Einschub in Höslis Ausführungen, in: Privatarchiv Graf-Rüegg.
[335] Vgl. Karte S. 104.
[336] Siehe dazu S. 20.
[337] Es handelt sich um Samuel Keller, Pfarrer an der Wolga. Siehe Harry Schneider, S. 191.
[338] Erik Amburger, S. 95.
[339] Siehe oben in Höslis Aufzeichnungen, S. 60.
[340] Walter Grassmann, S. 63.

Karte des Beresan Distrikts. Mitte links, die Gemeinden Rohrbach, Worms und Waterloo.

fensichtlich irritiert über die zu seiner Amtszeit tätigen, amerikanisch inspirierten, Baptisten, die heftige Kritik an den angeblich in ihrem Glauben erkalteten Kirchenchristen und damit auch an Hösli übten.[341]

In Höslis Kirchgemeinde gab es wohl kaum materielle Probleme unter den Kolonisten. In Odessa hingegen gründeten evangelische Schweizer schon 1845 eine «Hülfsgesellschaft», die eng mit der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde und mit dem Schweizer Konsulat verbunden war. Sie kümmerte sich um in materielle Not geratene Schweizer in ganz Südrussland. Später wurden zwei Aussenstationen gegründet. Die «Hülfsgesellschaft» kam für mittellose Landsleute auf, bezahlte auch Spitalaufenthalte und kümmerte sich um stellenlose Gouvernanten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde in Odessa auch ein «Evangelisches Hospital» eröffnet.[342] Hilfsgesellschaften wie in Odessa gab es auch in St. Petersburg, in Moskau und in Kiew.

In allen diesen Städten lebten Schweizer Unternehmer, die sich sowohl im Konsulat als auch im Vorstand der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde und in der Hilfsgesellschaft engagierten. In Odessa beteiligten sich unter anderem Mitglieder der Familie Jenny an diesen Organisationen. Es ist bemerkenswert, dass in Russland, wie damals auch im evangelischen (und katholischen) Westen, soziale Einrichtungen, so genannte «Werke der inneren Mission», entstanden. Ein solches Engagement war in der russisch-orthodoxen Kirche praktisch unbekannt.

Dass Pfarrer, die an einer der damals zumeist rationalistisch ausgerichteten theologischen Fakultäten in Deutschland und in der Schweiz ausgebildet worden waren, in den pietistisch geprägten Bauernkolonien Südrusslands fehl am Platz gewesen wären, versteht sich von selbst. Kaspar Hösli hingegen, der an der gemässigt pietistischen Evangelischen Predigerschule in Basel eine sorgfältige theologische Ausbildung genossen hatte, war für das Kirchspiel Rohrbach-Worms und Waterloo die passende Besetzung. Er war reformiert, hatte einen Faden zum Pietismus und war tendenziell besser als viele seiner Vorgänger im ländlichen Russland auf das Pfarramt vorbereitet worden.
Kaspar Hösli blieb während 14 Jahren Pfarrer im Kirchspiel Rohrbach-Worms. Das war, verglichen mit den anderen Schweizer Pfarrern in Russland, relativ lang. Nach seinem Wegzug aus Rohrbach Ende 1904 gab es möglicherweise eine längere Vakanz. 1908 wurde Max Schalinsky aus Berlin, wie Hösli Absolvent der Evangelischen Predigerschule in Basel, Pfarrer in Rohrbach.[343]

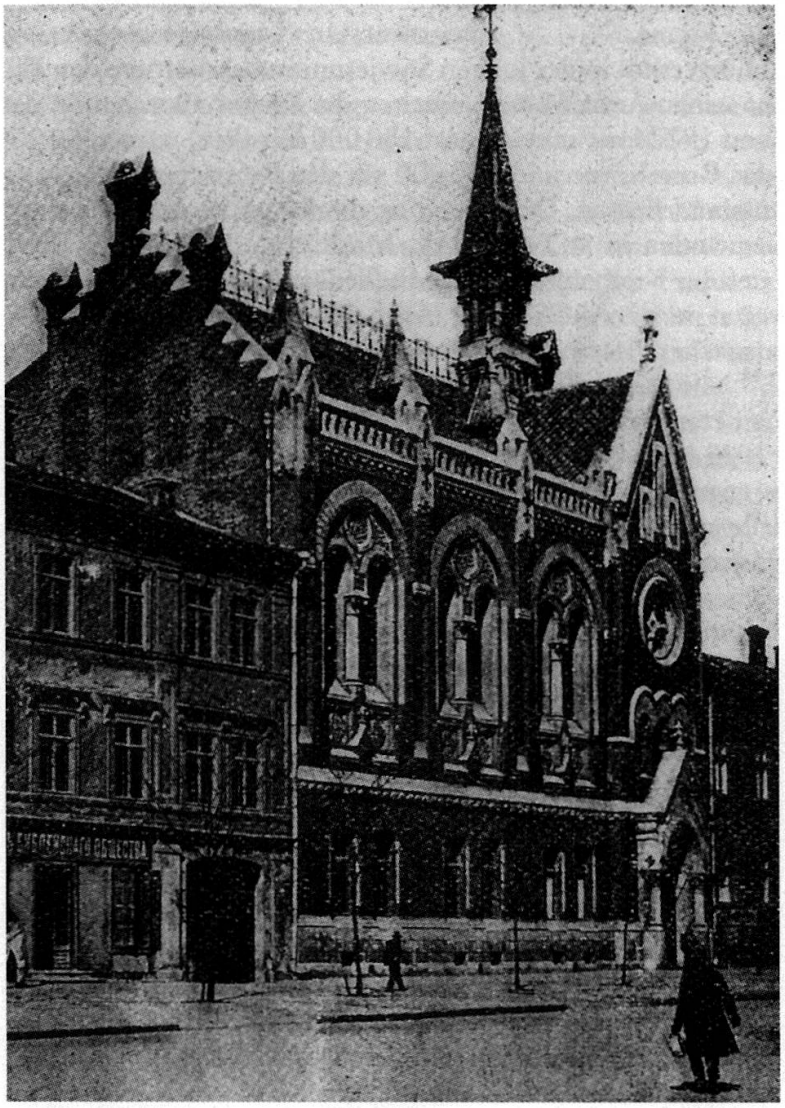
[341] Siehe oben in Höslis Aufzeichnungen, S. 72 ff.
[342] Erik Amburger, S. 87.
[343] StABS PA 510 C1, Ordination.

Im Jahr 1904 begann der Russisch-Japanische Krieg und damit verbunden eine erste Revolution. Ende Jahr verliess Kaspar Hösli mit seiner Frau Russland. Vielleicht ahnte er, unabhängig vom russischen Offizier, der ihn warnte, dass die Tage der deutschen Kolonien gezählt waren. Wenige Wochen nach seiner Abreise, am 9. Januar 1905, wurde in St. Petersburg auf demonstrierende Arbeiter geschossen, es gab über 1000 Tote («blutiger Sonntag»). Auf dem Panzerkreuzer Potemkin (Potjomkin) vor Odessa brach eine Meuterei aus.[344] Höslis Kollege Markus Müller, ein Basler Missionar, der aus Trasadingen (Schaffhausen) stammte und lange in Georgien gewirkt hatte, verlor in den Unruhen sein Leben: Er geriet im Oktober 1905 in Tiflis in eine Schiesserei zwischen Kosaken und Aufständischen und wurde, als völlig Unbeteiligter, tödlich getroffen.[345]

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs verliessen etliche Pfarrer ihre Kirchgemeinde. Der Pfarrer von Chabag, Walter Jung, musste nun auch die evangelisch-reformierten Gemeinden von Rohrbach-Worms, Neudorf und Odessa versehen.[346] Die kommunistische Revolution vom Oktober 1917 bedeutete das Aus für die Kolonien.[347] Viele Deutsche und Schweizer kehrten in ihre alte Heimat zurück, darunter auch Glarner. Zehntausende wurden deportiert. Die evangelische Kirche wurde kriminalisiert, ihre Geistlichen wurden teilweise «als vogelfrei» erklärt.[348] In den frühen Zwanzigerjahren schien sie sich wieder etwas aufzufangen.[349] Von 1928 an, unter Stalin, wurde ihre Arbeit aber zusehends lahmgelegt. Das Jahr 1938 brachte praktisch das Ende der evangelisch-lutherischen und mit ihr der evangelisch-reformierten Kirche.[350] In Odessa wurden 1938 alle lutherischen Pfarrer erschossen. Der evangelisch-reformierte Pfarrer von Odessa, der Württemberger David Schaible, war schon 1930 verhaftet und deportiert worden.[351] Auch die orthodoxe Kirche geriet in Bedrängnis.
Um diesen Beitrag mit Fokus auf Kaspar Hösli abzuschliessen: Die Zahl der Schweizer in Russland, die als «vollwertige» Theologen bezeichnet werden können, ist nur schwer zu bestimmen, da nicht bei allen völlige Klarheit

[344] Vgl. dazu Eisensteins Film gleichen Namens. In des berühmtesten Szene des Films kollert ein Kinderwagen die berühmte Grosse Treppe von der Stadt zum Meer hinunter.
[345] Susanne Müller-Huber, 5./18. Okt. 1905 an die Basler Mission: «Geehrter Herr Inspektor», in: Harry Schneider, S. 359 f.
[346] Harry Schneider, S. 198. Bis 1917 war der Russlandschweizer Nikolaus Häfelfinger während kurzer Zeit Pfarrer an der reformierten Kirche in Odessa, vgl. Marianne Jehle-Wildberger: Adolf Keller, S. 239.
[347] Die Deutschen galten als Feinde, obwohl sich gut 200 000 von ihnen auf russischer Seite am Krieg beteiligt hatten.
[348] Walter Grassmann, S. 75.
[349] Erik Amburger, S. 113 ff.
[350] Erik Amburger, S. 78.
[351] Vgl. dazu Marianne Jehle-Wildberger: Adolf Keller, S. 159 u. S. 239 ff.

herrscht über Ausbildungsgang und genaue Tätigkeit.[352] Harry Schneider, der sich in seinem Buch «Schweizer Theologen im Zarenreich» eingehend mit dieser Frage beschäftigte, kommt auf 87 Personen, davon 22 Katholiken, die als Pfarrer tätig waren.[353] Dazu kommen weitere Schweizer Theologen, die als Lehrer oder Erzieher arbeiteten. Eines kann gesagt werden: Die Schweizer Pfarrer waren, zumindest in den Anfangsjahrzehnten der Kolonisation, «weit stärker vertreten, als man ausgehend von der relativ geringen



Reformierte Kirche in Odessa. Um 1900. (aus Jehle-Wildberger: Adolf Keller, S. 160)

[352] Schweizer im Zarenreich, S.178.
[353] Harry Schneider, S. 310. Prof. Dr. Carsten Goehrke sagt es so: Zwischen 1700 und 1917 waren 87 Schweizer theologisch in Russland tätig, davon 14 Russlandschweizer, inklusive 22 katholische Geistliche (ausschliesslich Kapuziner, Franziskaner und Jesuiten), Gespräch 2. Februar 2009.

Bevölkerung der Schweiz oder vom kleinen Anteil der Schweizer unter den Kolonisten annehmen könnte. Richtet man den Blick auf die (wenigen) reformierten unter den evangelischen Landgemeinden, so spielten hier Schweizer Pfarrer sogar eine herausragende Rolle.»[354] Kaspar Hösli hatte das Glück, seine pfarramtliche Tätigkeit in Rohrbach in einer – äusserlich gesehen – ruhigen Zeit und unter ihm wohlgesinnten Menschen ausüben zu können. Er behielt Russland in guter Erinnerung.

[354] Harry Schneider, S. 88.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Unpublizierte Quellen

- Privatarchiv Magdalena Graf-Rüegg, St. Gallen: Kaspar Hösli: Das kirchliche Leben der Deutschen Kolonisten in Süd-Russland (Typoskript); Briefe, Zeugnisse und Dokumente sowie Fotos
- Staatsarchiv Basel-Stadt: StABS PA 510 A4
  StABS PA 510 B
  StABS –Erziehungsakte LL 28
- Landesarchiv des Kantons Glarus
- Historisches Seminar der Universität Zürich: Archiv Hoesly, in RSA: Datenbank RL – Schweizer Nr. 7088, 7087, 7082, 7083, 1206.
- Archiv der politischen Gemeinde Elm: Protocoll des Stillstandes Elm (d.h. des Kirchenrats resp. Kirchenvorsteherschaft Elm; ab Juni 1865)
- Protokoll der Kirchen-, Schul- u. Armengemeinde Elm.

Literatur

- Amburger, Erik: Geschichte des Protestantismus in Russland. Stuttgart 1961 (Erik Amburger)
- Arx von, Rolf/Davatz, Jürg/Rohr, August: Industriekultur im Kanton Glarus. Streifzüge durch 250 Jahre Geschichte und Architektur. Glarus 2005
- Bächtold, Albert: Pjotr Ivànowitsch. Schaffhausen 2004
- Bartel, Otto/Jenny, Adolf: Glarner Geschichte in Daten, III. Band. Glarus 1936
- Bläuer, Hans Peter: Der Bergsturz von Elm am 11. September 1881. Zur Ursache und gesellschaftlichen Bewältigung einer menschengemachten Naturkatastrophe, in: Christian Pfister (Hg.): Am Tag danach. Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000. Bern, Stuttgart, Wien 2000
- Brunner, Christoph H.: Glarner Geschichte in Geschichten. Glarus 2004
- Bühler, Roman/Gander-Wolf, Heidi/Goehrke, Carsten/Rauber, Urs/Tschudin, Gisela/Voegeli, Josef: Schweizer im Zarenreich. Zur Geschichte der Auswanderung nach Russland. Zürich 1985 (zitiert: Schweizer im Zarenreich)
- Bühler, Roman: Bündner im Russischen Reich. 18. Jahrhundert – Erster Weltkrieg. Disentis 1991
- Etterlin; J.: Die ehemaligen Schweizerkolonien in Russland, die Ukraine, die Krim, der Kaukasus, die Wolga und ihr Gebiet. Vervielfältigtes Typoskript. 1945 (J. Etterlin)

- Fromm, Walter: Chronik der Gemeinde Elm. Elm 1985 (Walter Fromm)
- Gerlach, Thomas/Schmidt, Gert: Die Ukraine entdecken, 7. Aufl. Berlin 2009
- Giesinger, Adam: From Catherine to Khrushcher: the story of Russia's Germans. Winnipeg 1974.
- Gitermann, Valentin: Geschichte Russlands. Zweiter Band, Zürich 1945
- Gitermann, Valentin: Geschichte Russlands. Dritter Band, Zürich 1949
- Goehrke, Carsten/Hellmann, Manfred/Lorenz, Richard/Scheibert, Peter (Hg. und Verf.): Russland, Fischer Taschenbuch Bd. 31. Frankfurt a. Main 1975
- Grassmann, Walter: Geschichte der evangelisch-lutherischen Russlanddeutschen in der Sowjetunion, der GUS und Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Gemeinde, Kirche, Sprache und Tradition. München 2006 (Walter Grassmann)
- Hirzel-Strasky, Anna Carolina: Menschliche Werkzeuge göttlicher Erziehung. Die Evangelische Predigerschule in Basel (1876–1915) und ihre Schüler. Zürich 2000
- Jehle, Frank: Emil Brunner. Theologe im 20. Jahrhundert. Zürich 2006
- Jehle-Wildberger, Marianne: Anna Schlatter-Bernet (1773–1826). Eine weltoffene St. Galler Christin. St. Gallen/Zürich 2003
- Jehle-Wildberger, Marianne: Adolf Keller (1872–1963). Pionier der ökumenischen Bewegung. Zürich 2008
- Jenny-Trümpy, Adolf: Handel und Industrie des Kantons Glarus. Glarus 1898
- Jenny, Adolf: Leistungen und Schicksale der Russland-Schweizer, in: Bilder von dem Leben und Streben der Russland-Schweizer und dem traurigen Ende ihrer Wirksamkeit, Neue Folge, Glarus 1934
- Jenny Ernst/Jenny Adolf: Alt-Russland und die Russland-Glarner. Glarus 1932
- Jenny-Jenny, Gabriel: Kurzgefasste Lebensbeschreibungen von Russland-Schweizern, in: Bilder vom Leben und Streben der Russland-Schweizer und dem traurigen Ende ihrer Wirksamkeit, Neue Folge. Glarus 1934
- Jenny, Reto Daniel: 200 Jahre [Bartholome] Daniel Jenny & Cie. in Ennenda und Haslen. Zeitreise eines Glarner Textilunternehmens von 1808 bis 2008, Edition Comptoir-Blätter 2008
- Kubly-Müller, J. J.: Die Jenny-Familien im Kanton Glarus. Glarus 1929
- Mummenthaler, Rudolf: Im Paradies der Gelehrten. Schweizer Wissenschaftler im Zarenreich (1725–1917). Zürich 1996
- Pfister, Christian (Hg.): Am Tag danach. Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000. Bern, Stuttgart, Wien 2002
- Ramstein, Christoph: Die Evangelische Predigerschule in Basel. Die treibenden Kräfte und die Entwicklung der Schule. Basler und Berner Studien zur historischen und systematischen Theologie, Hg. Rudolf Dellsperger und Ulrich Gäbler, Bd. 70. Bern 2001
- Rauber, Urs: Schweizer Industrie in Russland. Ein Beitrag zur Geschichte

der industriellen Emigration, des Kapitalexportes und des Handels der Schweiz mit dem Zarenreich (1760–1917). Zürich 1985
- Rütsche, Norbert: Auf Spurensuche im ukrainischen Zürichtal, MZ (Mittelland-Zeitung) 14. Jan. 2003
- Schebetz, Hilarius: Das Evangelium in der Ukraine. Erlangen 1932
- Schlatter, Wilhelm: Geschichte der Basler Mission, 1. Band 1815–1915. Basel 1916
- Schneider, Harry: Schweizer Theologen im Zarenreich (1700–1917). Auswanderung und russischer Alltag von Theologen und ihren Frauen. Zürich 1994 (Harry Schneider)
- Soom, Jost: «avancement et fortune». Schweizer und ihre Nachkommen als Offiziere, Diplomaten und Hofbeamte im Dienst des Zarenreiches. Zürich 1996
- Thürer, Paul: Geschichte der Gemeinde Netstal. Glarus 1922
- Tschudin, Gisela: Schweizer Käser im Zarenreich. Zur Mentalität und Wirtschaft ausgewanderter Bauernsöhne und Bauerntöchter. Zürich 1991
- Wagner, Oskar: Ukrainische Evangelische Kirchen des byzantinischen Ritus. Erlangen 1991
- Weisz, Leo: Schweizer in Taurien, in: NZZ Nr. 966, 21. Mai 1931

Internet

- Einwanderung in Russland
  www.mildenberger-online.com
- Germans from Russia Heritage Collection:
  http.//www.lib.ndsu.nodak.edu/
  grhc/history culture/maps villages/index.html
- Konigsberg: Our Family History Mid 1700's to Mid 1900's:
  http://home.att.net/ w.tomtschik/KDindex.html

Bildernachweis

- Privatarchiv Graf-Rüegg:
  S. 8, 15, 19, 25, 27, 31, 32, 34, 40, 57, 58, 67, 70, 76, 102
- Russlandschweizer-Archiv (RSA):
  S. 54, 86, 88, 94
- Privatbesitz Reto Daniel Jenny, Sent:
  S. 13
- Internet: http://www.rollintl.com/roll/beresanmap.gif:
  S. 104

Verdiente Rast vor grossartiger Kulisse.